

**Wie können die Erfolgchancen von Anträgen
auf kommunikationswissenschaftliche
DFG-Forschungsverbünde erhöht werden?**

**Dokumentation zum
Inkubator-Meeting 2.0:
Konferenz potenzieller Initiator:innen
von kommunikationswissenschaftlichen
DFG-Forschungsverbünden
*Düsseldorf, 22. – 23.06.2023***

Redaktion

Gerhard Vowe, Carina Weinmann, Jana Huneke
Düsseldorf
Januar 2024

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung

1 Welche Arten von Forschungsproblemen können einen Verbund leiten?.....	5
1.1 Präsentation mit Erläuterungen von Thorsten Quandt	
1.2 Diskussion	
2 Was sollte einen Verbund in theoretischer Hinsicht auszeichnen?.....	18
2.1 Präsentation mit Erläuterungen von Hartmut Wessler	
2.2 Diskussion	
3 Welche Zusammensetzung ist sinnvoll?.....	29
3.1 Input von Bernd Blöbaum	
3.2 Diskussion	
4 Wie sieht eine Struktur des Vorhabens aus, die Teilprojekte verknüpft, aber flexibel genug bleibt?.....	36
4.1 Präsentation mit Erläuterungen von Christoph Neuberger	
4.2 Diskussion	
5 Welche Meilensteine sollte sich ein Verbund setzen, um die sechs oder mehr Jahre zu nutzen? ..	47
5.1 Präsentation mit Erläuterungen von Andreas Hepp	
5.2 Diskussion	
6 Ausblick.....	64
6.1 Ergebnisse der Evaluation	
6.2 Vorschläge für eine Fortsetzung	

Anhang

Fragebogen zur Evaluation

Vorbemerkung

Wie können die Erfolgschancen von Anträgen auf **kommunikationswissenschaftliche DFG-Forschungsverbünde** erhöht werden? Diese Frage ist von elementarer Bedeutung für die Kommunikationswissenschaft. Denn von der DFG finanzierte Forschungsverbünde bieten hervorragende Möglichkeiten für langfristige und interdisziplinäre Grundlagenforschung. Auch deshalb bilden sie den „Goldstandard“ der Reputation innerhalb eines Faches und im Vergleich von Fächern.

Antworten auf die Frage wurden am 22. und 23.06.2023 beim zweiten „Inkubator-Meeting“ in Düsseldorf gesucht. Das Programm stand auf zwei Beinen. Das linke Bein bildeten die **Präsentationen möglicher Vorhaben** für einen DFG-Forschungsverbund durch „Potentielle Initiator:innen (PI)“. Eingeladen dazu waren diejenigen, die bereits über Erfahrungen mit DFG-Forschungsverbünden verfügen und die noch so viele Berufsjahre vor sich haben, dass sie zumindest in der ersten Phase etwa einer DFG-Forschungsgruppe als Sprecher:in fungieren könnten. Zusätzlich wurden noch fünf jüngere Kolleg:innen ohne Verbunderfahrung gebeten, mögliche Vorhaben für einen Verbund vorzustellen. Präsentiert haben dann 14 PI insgesamt acht Vorhaben, vor allem für DFG-Forschungsgruppen. Sechs der Vorhaben waren neu vorgestellte Ideen, zwei betrafen Vor-Anträge. Lediglich ein Vorhaben war bereits auf dem ersten „Inkubator-Meeting“ 2022 vorgestellt worden ([siehe Bericht in AVISO 2/2022](#)). Es ist schade, dass einige der 2022 präsentierten und diskutierten Ideen in dem verstrichenen Jahr nicht so weiterentwickelt werden konnten, dass sich ein Update gelohnt hätte. Erfreulicherweise konnte ein 2023 neu vorgestelltes Vorhaben zum Thema *Epistemic Authority in a Digital Public Sphere* aus mehreren Einzelvorhaben heraus synthetisiert werden, die 2022 vorgestellt wurden. Insgesamt war das inhaltliche Spektrum weit: Es reichte von klassischen Fragestellungen wie Vielfalt über Potentiale von *Communicative Communication Science* bis zu *Communicative Robots*. Die Präsentationen und Diskussionen sind im Folgenden nicht dokumentiert, um Vertraulichkeit zu gewährleisten. Deshalb ist auch das Programm mit den Titeln der Vorhaben nicht abgedruckt. Die Vorhaben wurden in einer ausgesprochen kollegialen Atmosphäre erörtert. Die „Critical Peers“ griffen Stärken und Schwächen der Vorhaben in sehr konstruktiver Weise auf. Dabei standen Fragen des theoretischen Ertrags, der methodischen Innovativität, der angemessenen Förderform, der Interdisziplinarität und der Binnenstruktur des Vorhabens im Vordergrund.

Das rechte Bein des Programms bildeten **Inputs** von Kommunikationswissenschaftlern, die über eine breite Erfahrung mit DFG-Forschungsverbünden verfügen. Ziel war es, generelle Ratschläge zur Planung und Beantragung von DFG-Forschungsverbünden zu geben. Die Inputs setzten an möglichen „Knackpunkten“ an, also an kritischen Stellen in Vorhaben, an denen sich entscheidet, ob ein Antrag gelingt oder scheitert. Als „Knackpunkt“ wurde etwa erörtert, wie ein

Forschungsverbund zusammengesetzt sein sollte oder welche Forschungsfragen sich für DFG-Verbünde besonders eignen. Um jeden der fünf Inputs entspann sich eine intensive Diskussion, in die viele weitere Erfahrungen und Überlegungen eingingen. Die Präsentationen und mündlichen Erläuterungen durch die Inputgeber und Diskussionen sind im Folgenden dokumentiert, um die Informationen auch für diejenigen zugänglich zu machen, die nicht am Meeting teilnehmen konnten. Alle Bestandteile sind zuerst von der Redaktion, dann von den Inputgebern durchgesehen und redigiert worden. Dabei wurde der Charakter der Dokumentation einer Konferenz beibehalten. Die Ausführungen haben deshalb nicht den Anspruch, in Inhalt und Form mit Zeitschriftenaufsätzen mithalten zu können. Vielmehr sollen allen, die sich mit dem Gedanken tragen, einen DFG-Forschungsverbund zu initiieren, Hinweise gegeben werden, wie sie die Erfolgswahrscheinlichkeit ihres Verbundertrages erhöhen können. Außerdem soll die Dokumentation Anstoß dazu sein, mit den Inputgebern ins Gespräch zu kommen. Nachfragen und Kommentare an die Inputgeber oder an die Redaktion sind also hochwillkommen.

Die Konferenz wurde dadurch ermöglicht, dass die **DGPuK** das Vorhaben substantiell und finanziell unterstützt hat und dass die **Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf** die Räume im Haus der Universität zur Verfügung gestellt hat. Zudem hat die DGPuK die Erstellung der Dokumentation ermöglicht. Zu danken ist den **Inputgebern**, die ihre Erfahrungen zu Ratschlägen verarbeitet haben und ihren Input dann auch noch lesbar gemacht haben. Und zu danken ist den insgesamt **16 Teilnehmer:innen** für ihre Vorstellungen und Diskussionsbeiträge.

Düsseldorf, im Januar 2024

Gerhard Vowe, Carina Weinmann, Jana Huneke

1 Welche Arten von Forschungsproblemen können einen Verbund leiten?



1.1 Präsentation mit Erläuterungen von Thorsten Quandt (WWU Münster)

Ich beginne mit **strategischen Überlegungen**, um anschließend zu den Fragestellungen überzugehen, die möglicherweise als Forschungsproblem ausformuliert werden. In der idealen Wissenschaft wäre es so, dass wir immer von Problemen ausgehen und darüber nachdenken. Die Realität sieht aber bei Verbünden oft anders aus. Es gibt einen Rahmen, den wir ausfüllen können. Das heißt, wir haben bestimmte Förderformate, wir haben bestimmte Grundlagen. Darüber kann man nicht hinausgehen und man kann es eben auch nicht abändern. Welche Art von Forschungsproblemen kann überhaupt in welchen Formaten behandelt werden?

Strategische Überlegungen

Eigenmotiviert/Grundlagenforschung oder tw.fremdbestimmt/spezifische Vorgaben eines Calls?

Wer ist Förderer? DFG, BMBF, EU, Stiftungen...?

Welche Programmlinie?

Spezifische Vorgaben im Call

... zum Thema?

... zum Anwendungsbezug?

... zur Gruppe?

... zur Ortsverteilung?

Ich habe die strategischen Überlegungen an den Anfang gestellt. Da gibt es unterschiedliche Dinge, die man sich angucken muss. Es gibt eigenmotivierte Verbünde oder Grundlagenforschung. Es gibt andere Verbundvorhaben, die sehr viel stärker fremdbestimmt sind, wo es eben Calls und spezifische **Vorgaben** gibt. In meiner Realität spielt das durchaus eine Rolle, dass man eben guckt: Was gibt es beim BMBF, was gibt es bei anderen Förderern? Förderungen, wo man nicht die Möglichkeit hat, grundlegend an diese Fragestellung ranzugehen. Darüber hinaus gibt es EU-Förderung oder Stiftungen und da wiederum verschiedene Programmlinien. Es gehört zur Ehrlichkeit dazu, dass viele Fragestellungen gar nicht originär von uns kommen, sondern auch an uns herangetragen werden. Man versucht, in so einem Rahmen für sich eine Forschungsfrage zu finden. Da ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass insbesondere, wenn man zum Beispiel nicht die DFG nimmt, sondern das BMBF, es ganz entscheidend ist, was in dem *Call* steht. Dass sogar die Stichworte aufgegriffen werden müssen. Vorgaben zum Anwendungsbezug oder Gruppenzusammensetzung sind ernst zu nehmen, weil Anträge allein aus dem Grund rausfliegen, dass sie eben nicht diesen spezifischen Vorgaben entsprechen. Die Erfahrung habe ich selber auf Gutachterseite schon gemacht. Wir waren aber relativ erfolgreich bei den *Calls* beim BMBF in verschiedenen Programmlinien, weil wir uns eben da an die Vorgaben gehalten haben. Da hilft die beste Idee nichts, wenn man bestimmte Dinge auslässt.

Strategische Überlegungen

Wer sind die Gutachter*innen? Aus dem Fach? Fachnah? Akademische Laien? Dritte?

National vs. international? (Antrag wie Gutachter*innen)

Eine weitere strategische Überlegung ist, nicht allein über die eigene Idee zu gehen. Was wollen eigentlich **Gutachterinnen und Gutachter** hören? Kommen die aus dem Fach oder sind die fachnah? Sind sie gegebenenfalls sogar akademische Laien oder zumindest Laien in unserem Fach? Damit muss man beispielsweise rechnen, wenn man EU-Anträge stellt. Außerdem die Frage: national versus international. Da gab es öfters Hinweise, und die habe ich auch von der DFG bekommen: Es macht durchaus einen Unterschied, ob man in Englisch oder Deutsch schreibt, weil man gegebenenfalls andere Gutachter:innen bekommt. Wenn man in Englisch schreibt, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass man mit einem internationalen Gutachter rechnen kann. Die handeln nach anderen Kriterien, als es im engeren Feld der DGPK der Fall ist. Das heißt: Da ist die Erfahrung, die ich individuell gemacht habe, dass internationale Gutachterinnen und Gutachter zum Beispiel den nationalen Theoriefokus nicht im selben Maße haben und auch andere Theorien vielleicht als relevanter erachten als in Deutschland. Das kann man aktiv bespielen. Das sind durchaus Überlegungen, die bei der Forschungsfrage und bei der Antragstellung eine Rolle spielen können. Beispiel Systemtheorie: Die war in Deutschland sehr stark ein Thema, aber international eher unbekannt.

Formale & inhaltliche Überlegungen

Lässt sich das Thema „aufteilen“, gibt es logische Rollenverteilung nach Expertise / Aufgabenbereich? (... oder nur Leute, mit denen man „gut kann“?)

Allgemeinheitsgrad/Spezifität, Dauerhaftigkeit/Tragfähigkeit (auch ggfs. über Projektlaufzeit hinweg -> Nachfolgeanträge)

Ich habe das zugespitzt, aber das Grundprinzip ist: Wer ist eigentlich die Zielgruppe? Lässt sich so ein Thema tatsächlich sinnvoll **aufteilen**? Gibt es eine in dem Thema vorhandene logische Rollenverteilung nach Expertise und Aufgabenbereich? Das ist ein soziales Problem. Manchmal, wenn man Anträge nur mit Leuten schreibt, mit denen man gut kann oder die man gut kennt, sind

das trotzdem nicht zwingend immer die besten Leute für dieses Thema. Insofern muss man gucken, inwiefern man da Expertise reinholen kann. Die Kehrseite ist natürlich, dass man sich manchmal Leute einkauft, die man nicht kennt und Projekte mit Leuten durchführt, mit denen man nicht kann und die sich als Problem herausstellen. Das kann ein Fluch sein und nicht nur ein Glück. Das wirkt sich wiederum auf die Fragestellungen und das Forschungsproblem aus.

Fragen kommen da auf zu Allgemeingrad, Spezifik, Dauerhaftigkeit und Tragfähigkeit von Themen in der Zeitschiene über die Projektlaufzeit hinweg. Ich würde noch weiter gehen: Wenn man strategisch über seine eigene Forschung nachdenkt und es einem nicht nur darum geht, Geld zu bekommen für den nächsten Antrag, würde ich immer über das Projekt hinaus denken. **Was soll eigentlich das Nachfolgeprojekt sein** oder was ist meine Vision von meiner eigenen Forschung in zehn Jahren? Das heißt: nicht immer nur dem einzelnen Projekt nachzulaufen, sondern zu überlegen, wo will ich eigentlich hin und was ist der Schritt danach? Das hilft, manche Dinge nicht zu tun, was manchmal ganz gut sein kann, wenn man sich auf Dinge konzentriert, die dann sinnvoller sind.

Formale & inhaltliche Überlegungen

Empirie -> Mehrmethodendesigns, komparative Forschung, aufwändige Designs und Setups, Zugang über mehrere Disziplinen eignen sich besonders

Anwendungsbezug, Produktentwicklung? KMUs etc.? Partnerinstitutionen aus der Gesellschaft?

Weitere Überlegungen, die in die Fragestellung reinspielen: **Empirie**, die für Verbundprojekte natürlich immer ganz gut funktioniert. Das sind Mehrmethodendesigns oder komparative Forschung, weil man das sehr gut verteilen kann. Oder Designs und Setups, wo mehrere Disziplinen sich darum kümmern können und es eine klare Aufgabenverteilung gibt. So habe ich es zumindest bei den Verbünden, die ich jetzt begutachten konnte, gesehen. Es funktionierte immer ganz gut, wenn es eine sehr klare Aufteilung gab, wo die Expertise und die Aufgaben wirklich ineinander fielen und das Thema sich danach aufteilen ließ.

Von diesen strategischen Überlegungen, die im Vordergrund stehen, kommt man zu **wissenschaftlichen Überlegungen**.

Wissenschaftliche Überlegungen

Mehrwert über Beschäftigung von MitarbeiterInnen hinaus; Erkenntnisgewinn

Übertragbarkeit, Spannweite der Aussagen, fürwelches Publikum?

„Verwertbarkeit“?

Was ist der **Mehrwert** über die Beschäftigung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern hinaus? Geht es nur ums Geld oder gibt es einen größeren Erkenntnisgewinn? Projekte sind dann erfolgreich, wenn es wirklich diesen Erkenntnisgewinn gibt und es nicht eine Beutegemeinschaft ist. Denn die gibt es, und das merkt man oft in den Anträgen als Gutachterinnen und Gutachter. Wenn man den Eindruck hat, eigentlich geht es darum, dass es einen *Call* gibt und die irgendwie Geld haben wollen von dem *Call*, aber sie hatten eigentlich keine gute Idee. Dann ist es nur auf diesen *Call* hin gebastelt worden. Aber ist es übertragbar? Wie weit ist die Spannweite der Aussagen? Ist das möglicherweise auch für ein größeres Publikum interessant? Man muss überlegen, wenn andere Fächer drinsitzen, und das ist bei all diesen Antragsformaten der Fall, dass man die mit adressieren muss. Und wie nutzbar ist das? Bei manchen Programmen spielt die Verwertbarkeit eine Rolle.

Das Forschungsproblem: Konzeption

Prinzip Krabbelsack (irgendwas)

Prinzip Heiliger Geist (luftige Wolke weit über allem)

Prinzip Wundervolle Maschine (Ineinandergreifen der Teile)

Ein Prinzip ist der **Krabbelsack**. Man hat ganz oft das Gefühl bei Anträgen, dass da Leute zusammengesucht worden sind, die sich irgendwie kannten, sich vielleicht mochten, aber irgendwie passt es nicht zusammen. Den einen konnte man nicht rausschmeißen, weil das soziale Probleme gegeben hätte. Dann fehlte jemand, und irgendwie kam am Schluss etwas raus, was eben in sich sehrbunt war, aber eigentlich keine Grundidee hatte. Das heißt, dass es sehr stark über Personen lief, und da muss man zu sich hart sein und darauf verzichten. Zu erkennen, jemand passt

nicht dazu, ist immereinfacher, als jemanden im Nachhinein rauszuschmeißen. Meistens läuft es leider auf das Letztere hinaus, und das ist natürlich sozial schwierig. Aber für Anträge ist das manchmal die einzige Lösung.

Manchmal kriegt man Anträge, wo man den Eindruck hat, es gibt ein Prinzip oder eine Idee, aber eigentlich **keine Fragestellung**. Oder die schwebt da drüber, und dann wird irgendwas drunter gepackt, aber dieser Konnex zwischen dem Antrag und dem, was eigentlich als Fragestellung da ist, ist sehr weit. Im Prinzip hat man irgendwas gesucht, was eine Theorie oder eine Metaebene über allem sein sollte.

Das Einzige, was funktioniert, ist dieses **Ineinandergreifen von Teilen**, die dann zusammen ein Ganzes ergeben und gemeinsam funktionieren. Das ist natürlich ein Poesiealbumspruch. Natürlich ist es das, was man sich wünscht. Aber die Erfahrung zeigt, dass diese Projekte eigentlich immer funktionieren. Es sind oft Projekte, die so lange vor sich hin gegart haben, bis es gepasst hat. Manchmal passt es sofort, aber oft braucht es halt 23 Runden.

Das Forschungsproblem: Formulierung

Breite/Allgemeinheit (zu weit/nur noch „Thema“) vs. Spezifik (zu speziell)

Die Forschungsfrage: Ein Satz

Wenige, prägnante, klare Teilfragen

Logisches Ineinandergreifen (keine Bullet-Point-Liste)

Einheitliche Begriffe (aber: kein Theorieaufsatz)

Das führt eben dazu, dass solche Projekte oft mit einem **einzigem Satz** zusammenfassbar sind. Das ist für mich immer die Regel: Ein Projekt ist immer dann gut, wenn ich eine Forschungsfrage in einem Satz formulieren kann. Zwei Sätze sind schon nicht mehr gut. Manchmal bekommt man Forschungsprojekte, und da stehen 20 Sätze. Dann weiß man eigentlich nicht, worauf das hinaus soll. Wenn man es in einem Satz zusammenkriegt, ist man auf einem guten Weg. Darunter nur wenige prägnante Teilfragen und keine Bullet Points, sondern ein logisches Ineinandergreifen. Ganz oft kriegt man wirklich Anträge, wo man nicht weiß, wie alles miteinander verzahnt ist.

Sicherlich ein Fehler, den es bei der Formulierung von Forschungsproblemen gibt, ist eine **Einheitlichkeit von Begriffen**. Die zentralen Begriffe müssen klar sein und eine Theorie ergeben. Es braucht Theorie und Klarheit, was die Fragestellung ist, also womit man sich auseinandersetzen will. Aber es gibt auch das Gegenteil davon: das *Overthinking*. Das habe ich auch schon oft gesehen bei Begutachtungen. Es gab unheimlich ausdifferenzierte Ansätze, und nachher war den Gutachtenden aber gar nicht klar: Was ist eigentlich die Fragestellung? Denn jede Eventualität wurde im Antrag schon erläutert.

Das Forschungsproblem: „Werben“ für Ideen

Verständlichkeit

Begeisterungsfähigkeit

Relevanz (ggfs. über Fach hinaus)

Reviewer #2 will Euch nicht verstehen!

Man muss bei einem Antrag wirklich für seine **Idee werben**. Das ist ja nicht nur ein Wissenschaftsdokument, sondern auch eine Bewerbung um Geld. Das heißt, es sollte verständlich sein, es sollte die Begeisterung für ein Thema übertragen können. Wenn man selber gelangweilt ist von seinem eigenen Projekt, kann der Gutachter das auch nicht großartig finden. Es muss gegebenenfalls gerade bei Verbünden Relevanz und Tragweite über das Fach hinaus haben. Diese Nabelschnur des Faches ist manchmal wirklich ein Grund, warum wir Geld nicht bekommen. Man sollte am Schluss immer damit rechnen, dass es Leute gibt, die einem nicht gewogen sind. Man sollte seinen eigenen Antrag immer daraufhin prüfen: Wo sind die Punkte, wo die reingrätschen können? Man soll nicht damit rechnen, dass das gutmütige Menschen sind, sondern eher damit rechnen, dass die eigentlich nur die Stelle suchen, wo sie das Messer reinstecken können. Und wenn man vorher schon weiß, wo das Messer eingesteckt werden könnte, kann man sich dagegen wappnen und das ein bisschen ausräumen. Was nicht heißt, dass man den Antrag so glatt macht, dass er völlig konturlos wird. Aber es gibt natürlich bestimmte Dinge, wo man genau weiß: Wenn man das reinschreibt, dann wird das ein Problem.

1.2 Diskussion

Christoph Neuberger: Man möchte ganz schnell dieses **Aha-Erlebnis** haben mit seinem Verbund. Dass man sagt: Da ist wirklich was, was bisher noch keiner so gesehen hat. Dafür gibt es Techniken, die in Büchern erklärt werden, wie man solche originellen Ideen entwickeln kann. Denn ich glaube: Das ist das allerschwerste.

Thorsten Quandt: Da ist natürlich immer die Frage: **Welches Format nutzt man?** Bei manchen Formaten ist die Innovation das Hauptkriterium. Da kommt man nur durch, wenn man eine überzeugende und überraschende Idee hat, weil das genau das ist, wonach die suchen. Bei der DFG hat man mehr Optionen. Aber ich stimme dir absolut zu: Diese Begeisterungsfähigkeit und dieses Aha-Erlebnis, das überträgt sich auf die anderen, wenn man etwas Originäres hat. Es gibt natürlich auch Leute, die für langweilige Dinge brennen. Aber meistens ist es so, dass es dieses Aha-Erlebnis beim Forscher oder der Forscherin vorher gegeben hat, und das überträgt sich auf den Antrag und das merkt man ganz schnell.

Johannes Breuer: Sehr anekdotisch, aber es passt zu meinen Erfahrungen mit dem DFG-Schwerpunktprogramm: Es schadet nicht, wenn man nicht den fünfzigsten Antrag zu einem Thema macht, denn dann ist es schwer. Aber gleichzeitig darf man nicht so exotisch sein, dass gesagt wird: Das passt gar nicht zum Call. Ein kleiner **Exotik-Bonus** hilft aber manchmal. Man kann das nicht immer absehen, aber manchmal kann man am Call oder an Infoveranstaltungen sehen, was es noch für sonstige Anträge gibt: Sind da noch viele andere aus meinem Forschungsbereich? Wenn ich sehe, da sind noch zehn andere zu meinem Bereich, dann braucht es eine Nachschärfung.

Wolfgang Schulz: Ich wollte zurückkommen auf die **Originalität**: Die Wahrscheinlichkeit steigt, dass man irgendetwas Originelles findet, wenn man disziplinäre Perspektiven kreuzt. Da kann ein Aha-Erlebnis daraus werden, aber das darf nicht zu effekthascherisch sein und muss Substanz haben. Ich fand es sehr gut nachvollziehbar, den Erkenntnisgewinn in den Vordergrund zu stellen, so dass man nach dem Lesen eines solchen Antrages sagen kann: Wenn wir das finanziert haben, dann haben wir Folgendes besser verstanden. Das finde ich verhältnismäßig wichtig. Vielleicht eine Kleinigkeit zum Thema Stolperfallen: Manchmal werden zu viele große Konzepte zusammengewürfelt, und man macht sich sehr angreifbar damit.

Bernd Blöbaum: Wenn man zum Beispiel ein DFG-Schwerpunktprogramm hat, was in sich kohärent sein soll, müssen die Projekte **inhaltlich voneinander abgegrenzt** sein. Aber das gilt nicht für andere Formate. Sofern Anträge nicht einzeln begutachtet werden, sondern im Gesamtpaket, ist es immer dieses Paket, das bewertet wird. Wenn verschiedene Gutachter dreimal

ähnliche Themen sehen, dann begutachten sie die, und dann setzt sich 1, 2 oder 3 durch. Insofern würde ich mich davon nicht gängeln oder leiten lassen, sondern dem Aspekt nicht viel Gewicht beimessen.

Mehr Gewicht würde ich dem Aspekt beimessen: Was ist der **Mehrwert**? Der Mehrwert, den man als Erkenntnisgewinn hat in Bezug auf eine spezifische Frage. Das zweite, gerade bei den Verbundprojekten: Was ist der Mehrwert, den das Fach hat? Was hat das Fach in sechs bis neun oder zehn Jahren davon, wenn dieses Projekt jetzt so lange läuft? Das bedeutet, dass man die Perspektive ein wenig aus der individuellen Binnenperspektive der beteiligten Forscher auf eine etwas stärkere Metaposition beziehen muss, damit man das berücksichtigt.

Gerhard Vowe: Also in den Gutachterrichtlinien wird das Begriffspaar von **innovativ** und **relevant** genannt: Auf der einen Seite der Begriff „innovativ“, das ist die zeitliche Dimension. Und auf der anderen Seite „relevant“ - einerseits im Hinblick auf das Fach, aber auch darüber hinaus. Das ist die sachliche Dimension. Das sind die zwei entscheidenden Begriffe dabei. Thorsten, du hast noch eine dritte Dimension mit reingebracht: Stichwort **aufteilbar**. Das ist für einen DFG-Verbund eine entscheidende Geschichte, wenn ich eine innovative, relevante Fragestellung habe, die in dem Verbund Sinn macht, aufgeteilt zu werden. Damit deutlich wird, dass durch das Zusammenspiel der Einzelnen etwas Größeres entsteht. Das ist nochmal eine weitere Dimension: dieses Komponieren und aus den Einzelnen etwas Gemeinsames zu erschaffen. Das sind die drei entscheidenden Kriterien: innovativ, relevant und als Arbeitsbegriff aufteilbar.

Hartmut Wessler: Es gibt ein Problem, was wir bei Verbundprojekten haben: Wenn man die innerhalbeines Faches aufbaut, ist die **Unterscheidbarkeit für Außenstehende** oft gar nicht so hoch. Es ist einfacher, mit Personen eines anderen Faches Dinge zusammen zu machen, weil die Kompetenten quasi schon Fachberater sind. Ich merke das immer bei uns am Institut. Da wird häufiger bemängelt, dass wir nichts gemeinsam machen. Aber es ist schwierig, denn wir sitzen da und denken, was kann jetzt der andere, was ich nicht kann und umgekehrt. Also man doppelt sich in einer gewissen Weise, und man hat natürlich dieses Kernwissen. Aber von außen sieht das so aus, als wäre es relativ austauschbar. Da ist es einfacher zu argumentieren: Ich habe einen Informatiker dabei, ich habe einen Mediziner. Das ist einfacher zu erklären als eine Binnendifferenzierung eines Faches, insbesondere für Außenstehende.

Eine Beobachtung, die es bei der europäischen Forschungsförderung gab: Da waren immer die Engländer sehr erfolgreich, und es gab diese Spitzenunis, also Oxford und Cambridge. Die kamen immer mit einem bestimmten Muster von Anträgen, wo man den Eindruck nicht loswurde, dass die **Agenturen** haben, die sie beraten bei der Antragstellung. Die hatten eine bestimmte Form und waren immer sehr *slick* geschrieben. Die hatten am Anfang ein Einstiegsbeispiel, meistens noch ein Bild auf der ersten Seite, um das zu visualisieren. Es gab mindestens ein oder zwei Schaubilder drin, und die waren alle immer sehr gleich und sehr erfolgreich. Das ist natürlich eine Überlegung,

die man sich als Fach stellen sollte, ob man sich nicht gerade für Großprojekte diese Hilfe holt, um die für ein bestimmtes Ziel zu optimieren, weil da ist offensichtlich Geld in die Hand genommen worden, um die Anträge zu optimieren. Da gab es Kreativtrainer, die dann versucht haben, dass genau in diese Richtung hin zu machen. Die waren natürlich immer sehr überraschend und auch innovativ, aber vielleicht waren sie auch nur innovativ verpackt, aber sie waren halt sehr überzeugend. Im Prinzip war die Auswahl des Forschungsproblems die Folge einer Beratung, das in eine bestimmte Richtung zuzuschneiden.

Johannes Breuer: Wie ist deine Einschätzung zu diesen Agenturen? Ich finde diese **Sekundärindustrie** rund um die EU-Proposals aus verschiedenen Gründen problematisch. Unter anderem diese gigantischen Bürokratie-Overheads. Und um überhaupt das Portal zu verstehen, braucht man eine eigene Agentur. Beim BMBF-Antrag finde ich das eine interessante Überlegung. Aber bisher kenne ich das nur aus dem EU-Kontext und sehe das mit gemischten Gefühlen.

Thorsten Quandt: Da kann man unterscheiden zwischen den **Programmen:** Beim ERC hat das ERC selber vehement davon abgeraten, die zu nutzen, denn das ist eine Geldmaschine. Die kommen aus bestimmten Ländern, das würde ich nicht machen. Bei großen EU-Projekten ist es tatsächlich so, dass es wirklich nicht anders geht, weil die das Handling zum Teil übernehmen. In Münster zum Beispiel haben wir eine GmbH ausgegründet von der Uni, die sich nur um solche EU-Anträge kümmert - in der Abwicklung, in der Beantragung. Da sitzt jemand, der vorher *Scientific Officer* bei der EU war und das kennt. Bei der DFG würde ich sagen: Jein. Ich glaube, **Critical Friends** sich reinzuholen ab einem bestimmten Punkt, ist sicherlich sinnvoll. Die haben einen externen Blick drauf und fühlen einem wirklich auf den Zahn und sind nicht unsere Feinde, sondern eher freundlich gesinnt und gehen rein, um einem zu helfen.

Hartmut Wessler: Ich wollte nochmal auf das Forschungsproblem kommen, auf den kognitiven Kern dessen, was wir in Verbünden erforschen können und sollen. Das eine ist Erkenntnis gewesen: Man kann die Erkenntnisse noch nicht kennen, man kann sie also nicht benennen, aber man muss den Horizont aufzeigen, und bei Publikationen gibt es oft dieses konkrete Rätsel, was wir jetzt lösen. Bei diesen Verbünden braucht man wirklich ein **großes Rätsel**. Das scheint mir ein bisschen diese Herausforderung zu sein, dass etwas genuin offen ist und dass wir keine Antwort wissen und auch nicht versteckt glauben, schon zu wissen, was die Antwort ist, was aber gleichzeitig ein richtiger Klopfer ist, über den man wirklich auch acht oder zwölf Jahre arbeiten möchte. Ich glaube auch nicht, dass es eine Methode gibt, wie man das generiert. Aber das ist bei den Verbünden die große Herausforderung: ein Rätsel zu haben, das groß genug ist. Bei den sozialwissenschaftlichen Verbünden ist es offenbar so, dass wir uns schwertun, so groß zu denken. Dieses Überraschungselement, das ist ein Punkt, dass man sich zwingt, nicht die Standardfrage und die Standardantwort zu geben, die einem sofort einfällt. Stattdessen denkt man das von einer ganz

anderen Seite her. Ich nehme die Literatur, die ich normalerweise nicht lese, obwohl sie zu meinem Thema passt. Die lese ich mal, weil da steckt was drin, was ich übersehe. Also genau diese eigenen blinden Flecken selber zu adressieren und sich auf diesen kognitiven Weg zu begeben.

Anne Bartsch: Die beste Konstellation ist eine **innovative Idee**, die sich durchbuchstabieren lässt, an verschiedenen Gegenständen, und das wie eine **Maschine** ineinandergreift. Ich füttere diese Ideenmaschine mit verschiedenen Gegenständen und bekomme jedes Mal etwas Neues.

Andreas Hepp: Ich wollte die **Prozessperspektive** beleuchten. Man hat einen ganz langen **Emergenzprozess**. Man hat irgendwo einen Punkt als Gruppe, wo man genau sagen kann: Das ist eigentlich für uns gemeinsam die zündende Idee oder das Problem, das wir erforschen wollen. Aber das heißt noch lange nicht, dass es klappt. Dann entsteht dieses Momentum, dieser Aha-Effekt. Diese Art der Anträge kann man nicht erzwingen. Das ist ein Unterschied zu anderen Verfahren. Die *challenge* bei diesen größeren Verbundanträgen ist, dass die vielen Einzelbausteine in einer kreativen Idee zusammenfließen müssen, in einer interdisziplinären Gruppe, die das über einen langen Zeitraum machen will und wo man wirklich diese Motivation haben muss. Man kann diesen kreativen Prozess stoppen und man kann sagen: Das ist erstmal ein Thema, wo wir sowieso dazu arbeiten, wo es die Verbindung gibt. Es ist an der Stelle nicht kontrollierbar. Wir haben Durststrecken, nachdem SFBs ausgelaufen sind, wo nichts eingereicht worden ist, weil man nicht so weit war. Das ist die Schwierigkeit bei diesen Verbänden, wenn es um dieses Forschungsproblem geht.

Wiebke Loosen: Um ein bisschen aus dem Nähkästchen zu plaudern: Wir versuchen das in unserer Forschungsgruppe mit **Leitthesen** zu machen, also nicht nur eine Frage zu haben, sondern übergreifende Leitthesen zu entwickeln. Einmal aus den Projekten von unten nach oben und von oben nach unten, damit man einen Frame abstecken kann, in welche Richtung man eigentlich denkt. Die Zusammenhänge liegen auf einer übergeordneten Ebene, zu denen diese Projekte vernetzt beitragen. Das scheint mir eine ganz gute Methode zu sein. Damit beschäftigen wir uns schon ziemlich lange, und darüber kommt man gut in die Verständigung und ins Nachdenken.

Thorsten Quandt: Wie kommt man zu einem Forschungsproblem in einem Verbund? Und werden das gute Ideen, wenn man es in einem Verbund macht? Das ist die Frage: Wie viele Leute **beteiligen** sich an so etwas? Ab welchem Punkt arbeiten das Einzelne aus und ab welchem Punkt werden Ideen reingenommen und wann wird es wieder geschlossen? Das ist eine formale Frage, die auch eine Rolle spielt. Diese quälenden Runden kenne ich auch. Aber manchmal liegt es daran, dass man sich gegenseitig blockiert oder es eben Ideen gibt, die dann nicht richtig geformt werden. Die Anträge, die immer ganz gut liefen, waren die, wo sich am Schluss zwei bis drei Leute zusammengefunden haben, um das irgendwie zu formen und auf die Ziellinie zu bringen. Andere

haben dazu beigetragen und auch die *Critical Friends* haben sich beteiligt. Schwierig wird es, wenn zehn Leute gemeinsam einen Antrag schreiben, denn das führt dazu, dass man endlose rituelle Waschungen hat. Man trifft sich mehrmals, dann wird wieder alles verworfen, und irgendwann verhungert das dann. Es kann natürlich sein, dass es Verbünde gibt, bei denen sich alle so gut kennen und das so gut läuft, dass das funktioniert. Aber meine Erfahrung war bislang eigentlich noch nie eine richtig positive. Man braucht den Moment, wo Einzelne das in die Hand nehmen und in eine bestimmte Richtung bringen, weil man sonst sich ständig blockiert bei diesen Vorhaben.

Gerhard Vowe: Hartmut hat den kognitiven Kern stark gemacht. Ich würde einen anderen Begriff noch einbringen, nämlich **Forschungsprogramm**. Der kognitive Kern eines solchen Verbundes muss ein Forschungsprogramm sein. Das heißt, etwas, wo man sich Ziele setzt, die auch klar erkennbar sind, und einen Weg skizzieren, auf dem man zu diesen Zielen kommt. Klar braucht es eine zündende Idee oder das große Rätsel, aber ich sehe das nicht allein als kognitiven Kern, sondern es braucht dieses programmatische, also relativ präzise definierte Ziel, und die Angabe von Wegen, auf denen ich dieses Ziel erreichen will, um überzeugend zu sein. Der kognitive Kern muss ein solches Forschungsprogramm sein, was klar erkennbar ist und auch visualisiert werden kann. Das stelle ich nochmal in den Mittelpunkt und weiß nicht, ob das erstens konsensfähig ist und zweitens anregend.

Hartmut Wessler: Anregend, ja, konsensfähig nur teilweise. Es ist eine Frage des kognitiven Stils. Es muss teilbar sein und ineinandergreifen. Es müssen Wege aufgezeigt werden. Das ist alles richtig, und trotzdem braucht es ein Element von Kontingenz. Ich möchte ein Element von **Kreativität** sehen. Wir schaffen einen Raum, in dem das möglich ist, oder wir holen uns Leute. Aber es muss jenseits der Mechanik und Systematik des Forschungsprogramm Unvorhergesehenes geben können. Ob das kommt, das wissen wir alle nicht: Das Leben ist immer anders als der Antrag. Aber wenn ich das Gefühl habe, da ist alles schon vorgeplant im Antrag, werde ich persönlich misstrauisch.

Oliver Quiring: Es kommt darauf an, in welchem **Stadium des Antrags** du dich befindest. Also zumindest mein kleiner Geist schafft es nicht, große Ideen und die Programme gleichzeitig zu denken. Es ist verdammt viel gewonnen, wenn du eine Kernidee hast. Dann ergibt sich im Laufe des Prozesses der Antragstellung der grobe Rahmen für ein Programm, der aber im Projekt eine gewisse Flexibilität offenhalten muss. Beides von Anfang an zusammen, das ist ganz schön viel.

Andreas Hepp: Du brauchst diese **Orientierung**. Aber mit solchen Instrumenten wie Leitthesen und Ähnlichem zu arbeiten, hilft mehr, als das in ein enges Ablaufschema einzupressen. Das ist im Endeffekt das, was man auf der einen Seite signalisieren kann: Man hat eine Orientierung über die

Projekte hinweg, man arbeitet gemeinsam die Dinge ab. Aber man vermeidet, dass man von vornherein das Gefühl hat, in ein Korsett eingeschnürt zu sein. Die Schwierigkeit bei einem Verbund ist beides: Die Projekte müssen atmen können und trotzdem müssen sie gemeinsam die Fragestellung aufarbeiten können. Das hat zwei Ebenen: Das eine ist eine konzeptionelle Ebene, über die wir hier reden. Aber es hat auch eine soziale Ebene. Da gibt es keine Lösung für, und das ist die *challenge*, an der man jedes Mal sitzt, wenn man anfängt, so etwas zu bauen.

2 Was sollte einen Verbund in theoretischer Hinsicht auszeichnen?



2.1 Präsentation mit Erläuterungen von Hartmut Wessler (Universität Mannheim)

Wenn man **Verbundanträge** schreibt, neigt man dazu, zu sagen: Wir haben ein relevantes Thema und wir müssen die Relevanz und den Untersuchungsgegenstand deutlich machen. Man denkt stark von den Methoden her: Was wollen wir in den Projekten konkret machen? Und man fragt: Wer soll mitmachen, wer soll nicht mitmachen?

Genereller Ratschlag



- Theoriefragen bei der Antragsentwicklung von Anfang an sehr ernst nehmen und im internen Dialog explizit stellen und beantworten
- Nicht nur auf Untersuchungsgegenstand, Methoden und organisatorisch-strukturelle Fragen des Verbundes konzentrieren

3

Aber man soll auch die **Theoriefragen** sehr ernst nehmen am Anfang und sich im internen Dialog, wahrscheinlich nicht mit allen, aber mit einer Kerngruppe, explizit austauschen und versuchen, Antworten zu finden. Welche Theorien legen wir zugrunde, welche Theorien legen wir nicht zugrunde? Was ist an der einen Theorie gut, wenn wir sie mit einer anderen kombinieren?

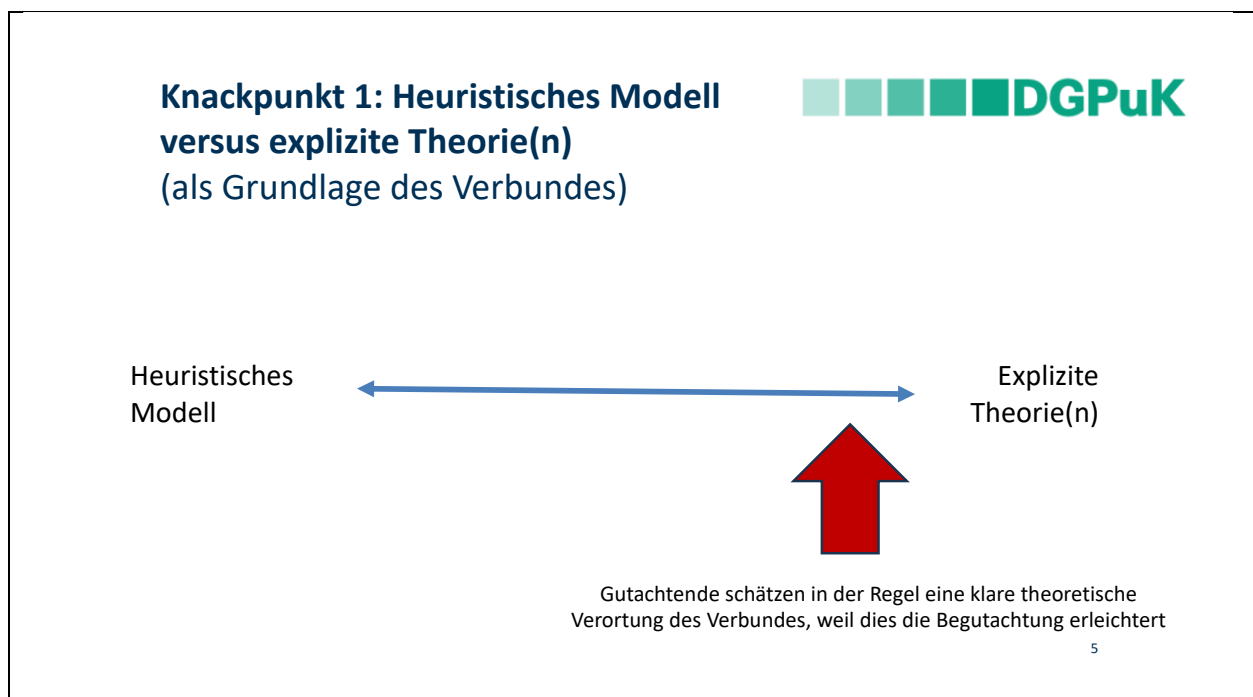
Theorie: 6 Knackpunkte



1. Lockeres heuristisches Modell versus explizite Theorie(n) zugrundelegen
2. Eine Theorierichtung versus Theorienpluralität beackern
3. Bestehende Theorie(n) verfeinern versus neue Theorie(n) entwickeln
4. Ebenensystematik als Sortierheuristik nutzen versus als Erklärmodell ausbuchstabieren
5. Angestrebte Theorieinnovation ausbuchstabieren versus Offenheit der Theorieentwicklung betonen
6. Theoriearbeit in Einzelprojekte integrieren versus in einem Theorieprojekt bündeln

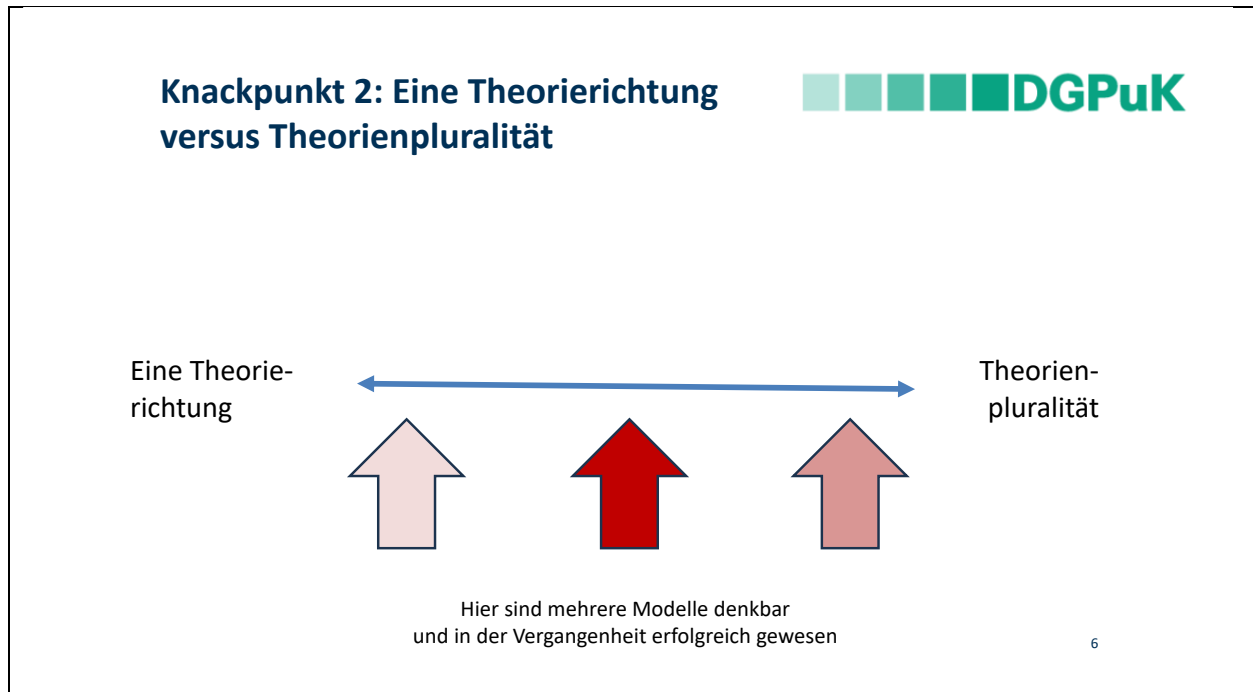
4

Ich habe **sechs Dimensionen** identifiziert, bei denen man sich jeweils auf einem Kontinuum verorten muss. Soll man sich als theoretische Grundlage für einen Verbund ein lockeres, heuristisches Modell überlegen oder soll man explizite Theorien zugrunde legen? Soll man eine einzelne Theorierichtung verfolgen oder Theorienpluralität walten lassen und mit Widersprüchen, Ergänzungen, Komplementaritäten zwischen Theorien arbeiten? Soll man bestehende Theorien verfeinern oder neue Theorien entwickeln? Wie wichtig ist genuine Theorieinnovation, wie stark soll man das priorisieren? Der vierte Punkt betrifft die berühmte Ebenenheuristik: Mikro, Meso, Makro. Soll man die als einfache Sortierheuristik nehmen oder explizit als Erklärmodell nehmen? Soll man die angestrebte Theorieinnovation konkret ausbuchstabieren und beispielsweise sagen: Wir streben eine kultursensitive Theorie des Mediensystemwandels an? Oder sagt man: Wir wollen schauen was passiert, wenn man theoretische Offenheit walten lässt, anstatt das Theorieziel auszubuchstabieren? Schließlich: Soll die Theoriearbeit in die Einzelprojekte integriert sein oder soll sie in einem Theorieprojekt gebündelt werden? Theorieprojekte sind prinzipiell denkbar: Wir haben hier unsere Theoretiker:innen, die lösen für uns die theoretischen Fragen. Oder soll man das genuin in jedes Projekt packen?

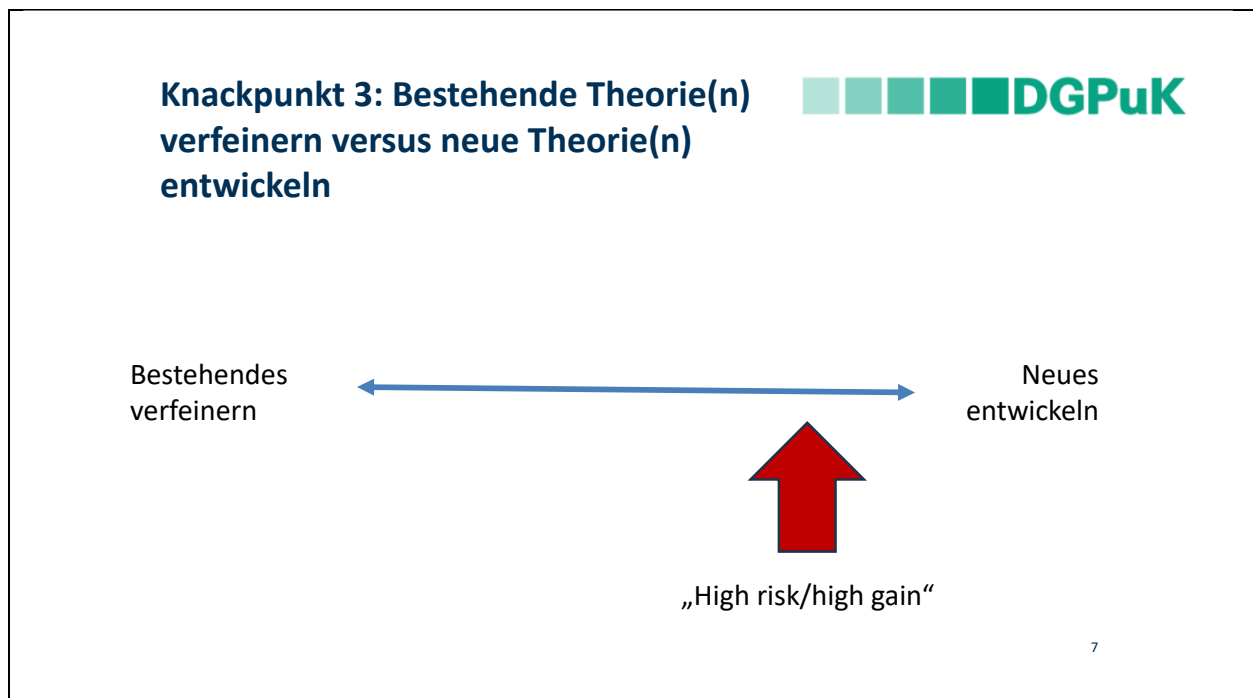


Beim ersten Punkt bin ich ganz stark auf der Seite der **expliziten Theorien**. Ein heuristisches Modell, wo man sagt, die und die Elemente sind wichtig und hängen zusammen, reicht nicht aus als kognitive Fundierung für ein Einzelprojekt und schon gar nicht für einen Verbund. Gutachtende schätzen in der Regel eine klare theoretische Verortung des Verbundes. Man will wissen, auf welchem Feld spielen die eigentlich? Welches Spiel spielen die hier? Für die meisten Gutachtenden erhöht das die Begutachtbarkeit. Man soll sich nicht scheuen, die Theorien beim

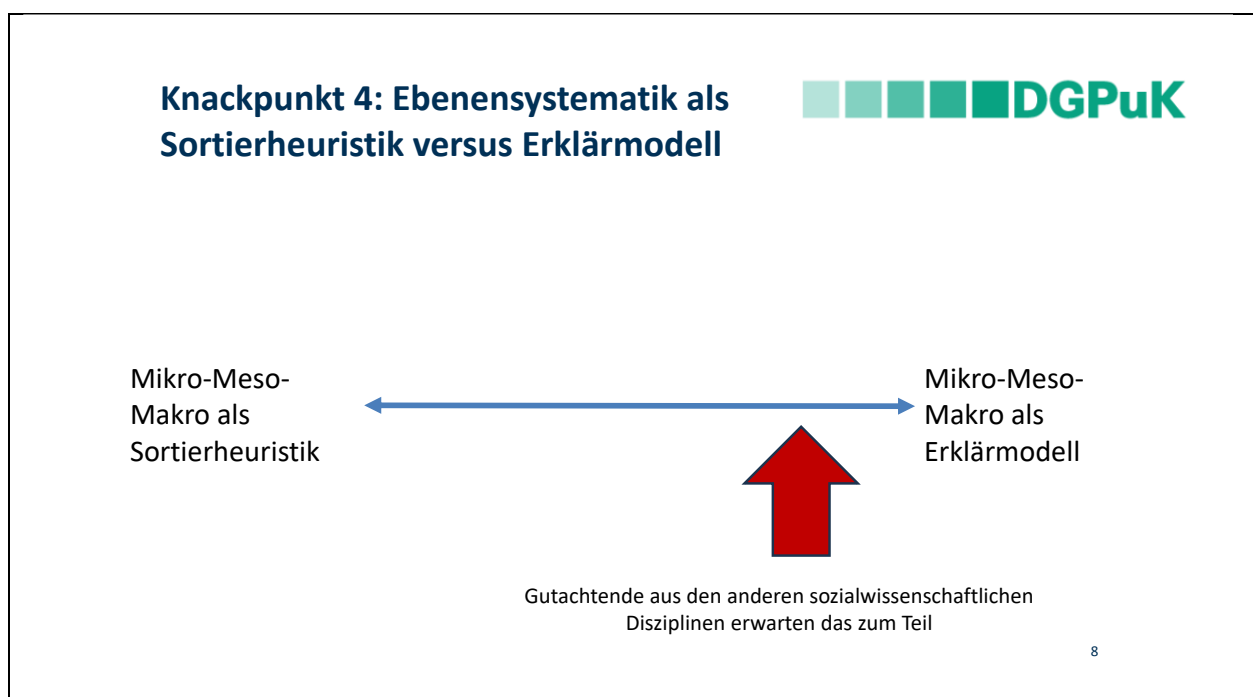
Namen und bei ihren Autor:innen zu nennen und zu sagen: Daran knüpfen wir an, da wollen wir hin. Man soll das möglichst explizit machen.



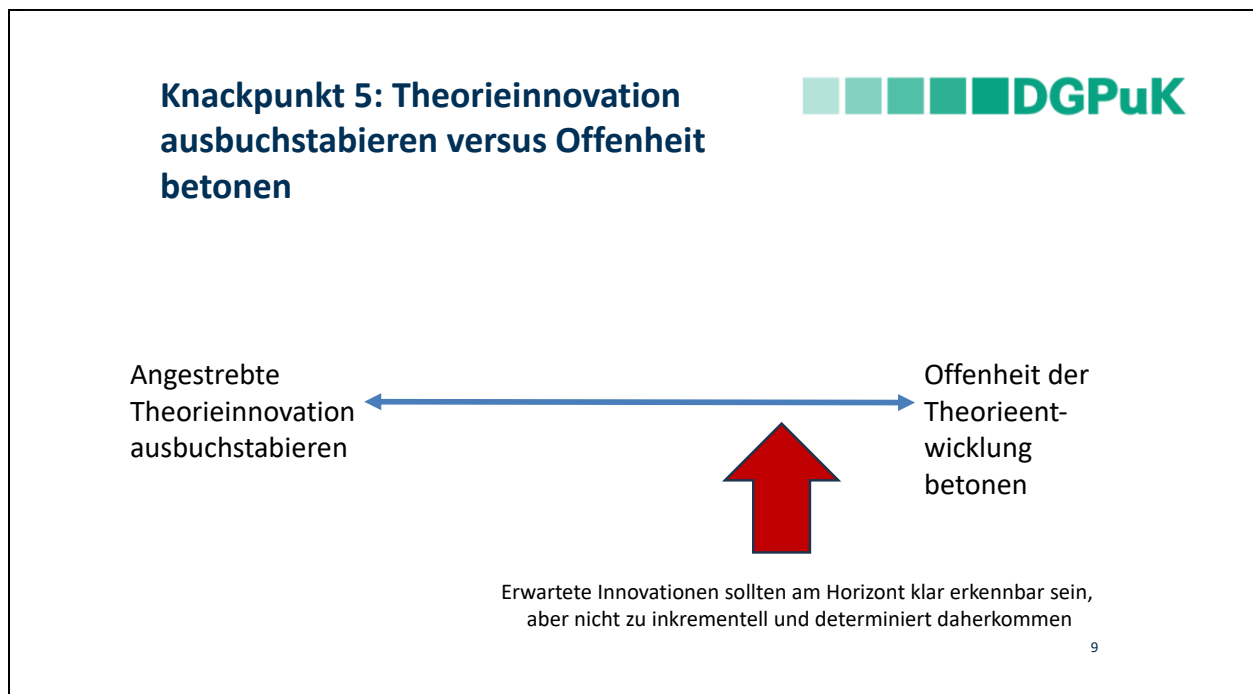
Der Mannheimer **SFB *Political Economy of Reforms*** baut nur auf *Rational Choice* und *Bounded Rationality*-Ansätzen auf, nur aus der VWL und einer bestimmten Variante von Politikwissenschaft. Der SFB hat super funktioniert, also war sehr erfolgreich und ist durchgegangen und mittlerweile abgeschlossen. Das kann man machen, wenn die beteiligten Disziplinen so paradigmatisch sind, dass sie, wie die VWL, eine Leitrichtung haben. Für die KW würde ich das eher nicht so sehen. Da gibt es verschiedene Modelle. Ein Verbund sollte aber auch nicht zu plural sein. Das hat auch etwas mit der Begutachtbarkeit zu tun, dass also Gutachtende erkennen können, in welche Richtung das geht. Aber es soll theoretisch nicht zu einfältig daherkommen. Ich bin für die KW also insgesamt eher auf der rechten Seite, auf der Seite von **Theorienpluralität**. Da wir in der KW als kleinem Fach oft dazu neigen, in Verbünden eher eine hohe Interdisziplinarität zu haben, also eher mehr Fächer, würde ich sagen: Es ist unumgänglich ist, etwas pluraler ranzugehen. Aber das soll man begrenzen, damit der Kern für die Gutachtenden gut zu erkennen ist.



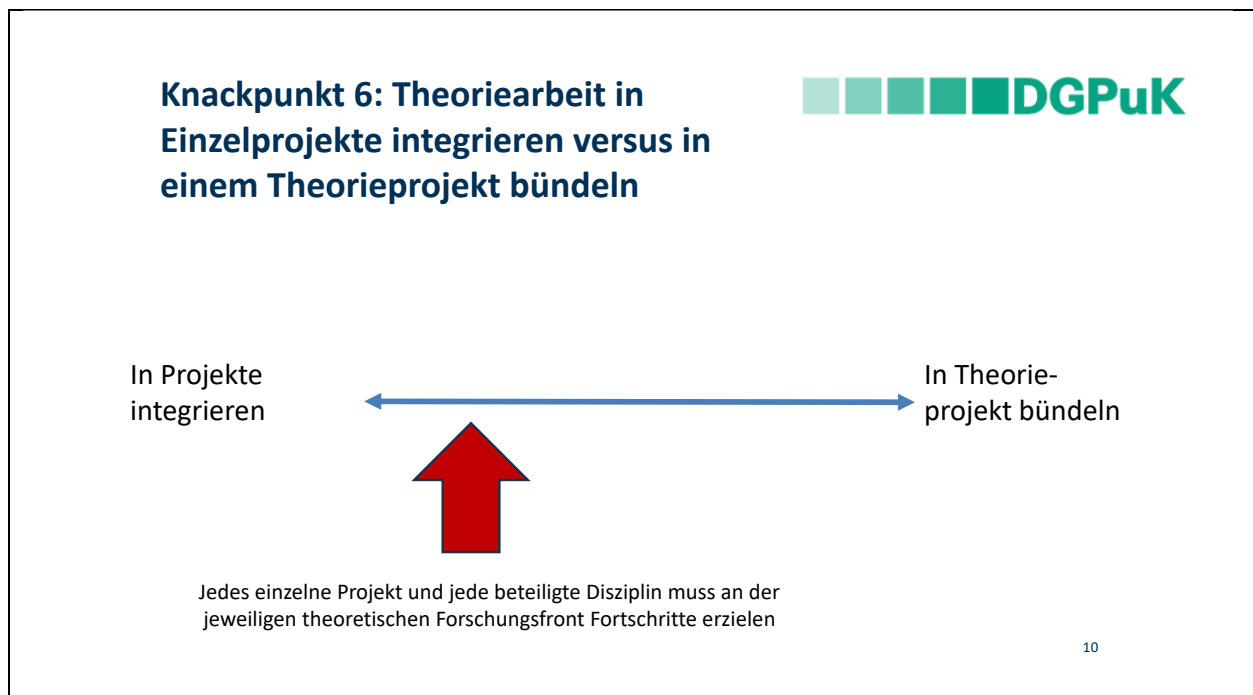
Ganz klar würde ich eher dazu raten, sich **theoretisch** etwas **Innovatives** vorzunehmen, im Sinne dieser *High Risk - High Gain* - Metaphorik. Wer nichts wagt, der gewinnt theoretisch nichts. Wenn man zu sehr sagt, wir haben ein paar kleine Ansätze, die wollen wir ein bisschen weiterentwickeln, dann wird das keinen Aha-Effekt auslösen. Das wird die Gutachtenden nicht so interessieren. Wenn man so an den Verbund herangeht, müsste man konkret sagen können: Warum muss jetzt diese Sache verfeinert werden? Warum ist das jetzige Wissen zu grob? Dann kommt man in Erklärungsnot. Deswegen ein bisschen was wagen und sich etwas Größeres vornehmen.



Ich würde nicht sagen: Man muss auf jeden Fall das **Mikro-, Meso-, und Makromodell** als Erklärmodell verwenden. Aber man soll sich damit explizit auseinandersetzen. Wenn man eine Ebenensystematik hat und wenn zwischen den Ebenen etwas passiert, dann muss das benannt werden. Man kann es nicht nur einfach für die Sortierung nutzen und sagen: Wir haben drei Mikroprojekte, zwei Mesoprojekte und drei Makroprojekte. Sondern man muss sagen: Was haben diese Ebenen miteinander zu tun? Also ich sage nicht: Man muss dem Modell folgen. Ich sage nur: Wenn man eine Ebenensystematik hat, muss man mit dieser Beziehung der Ebenen etwas anfangen. Man kann das nicht einfach nur als Sortiermittel nutzen, weil die Gutachtenden aus den anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen das als paradigmatischen Fall kennen oder weil es eine fachliche Diskussion darüber gibt.



Wie stark soll man die erwarteten Theorieinnovationen ausbuchstabieren? Ich habe mich da tendenziell bei der **Offenheit** gesehen. Erwartete Innovationen sollten am Horizont erkennbar sein, aber nicht zu inkrementell und determiniert daherkommen. Wenn man zu sehr ausbuchstabiert bei mehrjährigen Verbünden, wie wir uns die Innovation jetzt vorstellen, dann schafft man den Eindruck des Überdeterminierten und des Inkrementellen. Deswegen bin ich hier stärker auf der Offenheitsseite. Ich würde aber niemals sagen: In theoretischer Hinsicht sind wir total offen, und man belässt es dabei. Ich würde schon sagen: Wir streben eine Theorie an, die folgende zwei Merkmale hat: Wir möchten zum Beispiel eine kultursensitive Theorie der Mediensysteme oder des Mediensystemwandels. Dass man sich konkret sagt: Wir stellen uns eine Theorielandschaft vor, die folgende Merkmale enthält und Folgendes leistet. Insofern müssten diese Innovationen am Horizont klar erkennbar sein, aber eben nicht zu klein.



Letzter Punkt: Soll man die Theoriearbeit in ein **Theorieprojekt** auslagern? Ich würde es in die Projekte integrieren. Jedes einzelne Projekt und jede beteiligte Disziplin muss an ihrer theoretischen Forschungsfront Fortschritte machen. Deswegen muss man das in jedem einzelnen Projekt erkennen können. Wo ist der theoretische Fortschritt zu erwarten? Es mag Fragestellungen geben, wo insbesondere Anleihen in der Philosophie notwendig sind oder eine normative Theorietradition aufgegriffen wird. Da kann es sein, dass man reine Theorieprojekte hat. Aber für die meisten Fragestellungen empirischer Art wäre es besser, allen als Aufgabe aufzugeben, dass sie das für sich definieren, und das eben nicht auszulagern. Das hat in der Antragsentwicklung einen pädagogischen Mehrwert. Dass eben alle darauf hingestoßen werden, konkret zu benennen, wo meine Theorie ist, und nicht nur zu sagen: Wir wollen den und den Gegenstand mit folgenden Methoden in dem Projekt untersuchen.

2.2 Diskussion

Wiebke Loosen: Was verstehen wir eigentlich unter **Theorieentwicklung**? Die Frage beschäftigt mich schon lange tatsächlich, und ich kenne auch unterschiedliche Antworten darauf.

Hartmut Wessler: Das ist ja jetzt mal eine ganz kleine Detailfrage. Ich kann das nicht allgemeingültig beantworten. Das hängt davon ab, was wir unter Theorie verstehen. Es gibt halt **empirische Theorien**, die konkrete Hypothesen ergeben. Man hat **normative Theorien** und **metatheoretische Rahmenerzählungen**. Das sind drei unterschiedliche Arten von Theorie. Für die wird eine Innovation jeweils anders aussehen. Ein Beispiel für die erste Art: Wenn man weiß, dass andere Faktoren etwas anderes bewirken, als wir bisher dachten, und das hat man

herausgefunden, weil man eine Methode verwendet hat, die das zeigen konnte: Das ist Theorieinnovation in diesem begrenzten Sinne. Natürlich ist das nicht die Lösung des großen Rätsels und das Aufstellen eines neuen metatheoretischen Rahmens. Deswegen hängt das davon ab, mit welchen Theorien wir in den einzelnen Verbünden arbeiten, wo man die Innovation ansetzt.

Johannes Breuer: Eine Anmerkung zum Punkt: eine große Theorie versus Pluralität. Das hängt von der Frage ab: Welche Theorien mit welcher Reichweite? Also wenn man die Systemtheorie braucht, braucht man keine weiteren Theorien daneben. Aber meine eigentliche Frage ist noch einfacher: **Was ist eigentlich eine Theorie?** Was meinen wir eigentlich damit? Wenn ich jemanden aus der Experimentalpsychologie frage, sagt der: Mit Systemtheorie kann ich nichts anfangen, das ist keine Theorie. Ich brauche testbare Hypothesen. Da kommen wir wieder zum Thema der Interdisziplinarität. Das Verständnis von Theorie ist bei uns anders als in der Experimentalpsychologie. Was meinen wir, wenn wir mit Theorie interdisziplinär unterwegs sind? Kann das vielleicht auch eine Gefahr sein, weil die Gutachtenden unter Theorie was ganz anderes verstehen?

Thorsten Quandt: Manchmal habe ich den Eindruck, es gibt eine **Überbemühung**, was Theorien angeht. Dass man verzweifelt versucht, auf einen Antrag, der eigentlich ganz rund war, noch ein Modell drauf zu klatschen, weil man das Gefühl hat, sonst nicht zu genügen. Dann passt die Theorie gar nicht richtig zur Grundidee, und es wäre eigentlich besser gewesen, man hätte sich auf diese kleine konzeptuelle Lösung konzentriert. Generell beobachte ich manchmal, dass Anträge bei Theorien mittlerer Reichweite ansetzen. Und darauf wird ein riesiges Modell gelegt, was irgendwo in einer Generaltheorie von Gesellschaft oder Ähnlichem verortet wird.

Hartmut Wessler: Ist das nicht das Problem der **Kohärenz**? Das klingt wie: Die Theorie ist nicht richtig verbunden und spricht nicht zu dem, was das Projekt eigentlich will. Das wäre für mich eine Kohärenzfrage. Während das andere eine Übertheoretisierung darstellen würde, der man dadurch begegnen kann, dass man den Anspruch an Theoriegeleitetheit ein bisschen runterfährt. Das würde ich als zwei unterschiedliche Probleme beim Antragschreiben sehen.

Thorsten Quandt: Es geht um Gesellschaftstheorien, aber es geht auch um andere Theorien. Denn Anträge können auf einer Mikroebene was angucken oder eine Theorie mittlerer Reichweite haben, und dann würde ich dir sofort zustimmen. Aber ich habe oft bei Anträgen den Eindruck: Weil gesagt wird, wir brauchen Theorie, versuchen die Leute, das an irgendeine große Theorie anzubinden, damit es noch gewichtiger wird und das ist gar nicht im Sinne der Theorie. Wir müssen nicht immer **Mehrebenenmodelle** haben oder die großen Theorien oder Gesellschaftstheorie. Manchmal reicht es auch zu verstehen, warum bestimmte Prozesse so funktionieren.

Andreas Hepp: Die Theorie oder die Theorieanlage von einem Verbund sollte aus meiner Sicht der **Flughöhe der Fragestellung** entsprechen. Es gibt auch Mikro-SFBs, die brauchen Theorien, die das abbilden. Also diese Flughöhe muss aus meiner Sicht stimmen, damit da kein *Mismatch* entsteht. Ansonsten ist das Wort Theorie oft zu schnell gebraucht. Also ein Modell ist für mich keine Theorie, das ist eher eine Operationalisierung von Theorien. Man muss sich sortieren: Was ist die Theorieleistung des Rahmens des Verbundes und was bewegt sich bei den Projekten? Da können durchaus dieselben Theorieargumente zu unterschiedlichen Operationalisierungen führen, egal ob das jetzt Hypothesenbildung ist oder ob das eine bestimmte Fragestellung im Einzelfall ist. Wichtig ist auch eine gewisse Beweglichkeit der Schnittstellen, die einfach notwendig sein kann über die unterschiedlichen Projekte hinweg. Darin liegt auch eine Schwierigkeit der Theorieanlage in Verbünden. Dann ist man zumindest in einem interdisziplinären Verbund relativ schnell dabei, sich über Schnittstellen zu unterhalten. Und die müssen funktionieren, damit überhaupt Theorieentwicklung später möglich ist.

Wiebke Loosen: Man braucht etwas im Rahmen und man braucht etwas, wozu die Projekte sich verhalten können. Das hat auch eine **soziale Dimension**, denn Leute, die starke Theorieinteressen haben, haben oft starke Theorieaffinitäten. Ich komme aus einer ganz anderen Theorietradition als die Theorie, der ich mich jetzt in den Anträgen unseres beantragten Verbundes unterordne. Also im Hintergrund des Verbunds steht Figurationstheorie in Kombination mit einer operationalisierbaren Heuristik. Das ist eine Form der Operationalisierung aus dem theoretischen Metarahmen, mit dem alle Projekte arbeiten können, denn das tut keinem weh. Man kann trotzdem in seinen Einzelprojekten das theoretisch anders einbauen und anders nennen. Wenn ich sage, jetzt mache ich einen Ausflug in meine theoretische Heimat, dann ist das eher Sinnorientierung anstatt Referenzrahmen. Das ist ein generelles Prinzip: Auf der Rahmenebene braucht man eine höhere Flughöhe, passend zu dem, was man eigentlich machen will. Man muss den Einzelprojekten erlauben, dass sie in ihrer Disziplin und in ihrer Theorie weiterkommen. Da gibt es auch einen sozialen Aspekt, weil das für Forschende unterschiedlich wichtig ist. Manche haben damit überhaupt gar keine Bauchschmerzen oder Probleme. Und für andere ist es zum Teil eine lebenswichtige Entscheidung: Schwöre ich ab, wenn ich das so mache? Das muss man alles sozial auffangen. Da kommt man selten mit dogmatischen theoretischen Vorstellungen weiter.

Judith Möller: Das Argument ist sehr überzeugend, dass die Theorie nicht zu hart sein darf, weil ansonsten keine Innovation mehr möglich ist. Aber ich weiß nicht, wie ich das **umsetzen** soll.

Hartmut Wessler: Du hattest ja beispielsweise das Autonomiekonzept als zentral für dich definiert. Da wäre es zum Beispiel erstmal wichtig zu wissen: Zielst du auf psychologische Autonomiekonzepte? Oder bist du an dem philosophischen Diskurs über Autonomie interessiert?

Und dann gibt es auch eine soziologische Ebene von Autonomie. Dann wäre zum Beispiel eine Theorieinnovation: Wir wollen bestimmte Dimensionen von Autonomie auf der psychischen Ebene integrieren in etwas Abstrakteres, was wir aus einer anderen Disziplin genommen haben. Also **disziplinäre Perspektiven kreuzen**. Das erzeugt oft ein Aha-Erlebnis. Dann haben wir diese verschiedenen Projekte, und die tragen in unterschiedlicher Weise zu einer Konkretisierung bei. Einige sind nur auf einer der Ebenen angesiedelt, andere haben den Gesamtzusammenhang im Blick. Aber nur zu sagen: Unsere Theorieinnovation wird darin bestehen, dass wir Hypothese 1-2-3 geprüft haben werden, das reicht als Theorierahmen nicht und wäre mir zu inkrementell und zu klein.

Oliver Quiring: Du hast dich für die **Offenheit der Theorie** ausgesprochen. Würde es genügen, wenn ich im Antrag schreibe: Von dort komme ich, das ist mein Stand, und dann kommen Anforderungen an die Theorie, was die leisten soll? Aber das noch nicht inhaltlich, sondern nur als Anforderungen definieren und den Weg skizzieren, wie ich diese Anforderungen einlösen kann.

Hartmut Wessler: Ja, das kommt dem relativ nahe, dass man sagt: Es ist notwendig, hier was anzubauen, zu integrieren, weil das Theoriegebäude noch nicht ausreicht. Ein konkretes theoretisches Konstrukt zu haben, wie das zusammenpassen soll, das kann eine Theorieinnovation sein, die man anstreben kann. Das wäre das Ziel: eine **Theorieintegration**. Man sagt: Wir nähern uns dem an, indem wir Folgendes grob planen.

Christoph Neuberger: Wir brauchen Projekte, wo zumindest der **Theorierahmen** stehen muss. Hypothesen kann ich natürlich überprüfen und dann sagen: Da muss ich eine kleine Korrektur vornehmen.

Gerhard Vowe: Da würde ich dagegenhalten. Das Spannendste ist ja, wenn wir in einem Forschungsverbund **konkurrierende Theorien** und Erklärungsansätze testen können. Da sagt uns die Empirie etwas dazu, ob ein sozialer oder ein psychologischer Ansatz mehr erklärt.

Christoph Neuberger: Die **Theorien gegeneinander zu stellen**, das ist sicherlich möglich. Dann machst du die kleinen Schritte und sagst, an der Stelle hat die eine Theorie besser funktioniert als die andere.

Gerhard Vowe: Man kann doch im Rahmen einer solchen Theorieentwicklung unterschiedliche **theoretische Ansätze** miteinander **vergleichen** in ihrem Erklärungsgehalt.

Hartmut Wessler: Ich glaube, ihr redet noch auf unterschiedlichen Ebenen. Also bei Christoph sehe ich eher Theorierahmen und bei Gerhard Theorie als konkrete Erklärungsansätze. Was ich unter **Pluralität** verstehe, kann man in der Tat sehr unterschiedlich ausformen. Das kann die Konkurrenz unterschiedlicher Erklärungsansätze sein, es kann aber auch sein, dass man verschiedene Theoriefamilien oder Felder miteinander in Kontakt bringt. Ich würde gar nicht widersprechen, dass ein erkennbarer Rahmen da sein muss. Aber ich würde andererseits nicht das Abtesten von Erklärungsansätzen als Klein-Klein sehen in Bezug auf diesen Rahmen. Der Rahmen müsste irritierbar bleiben durch die empirische Arbeit. Der muss auch scheitern können. Es muss möglich sein, bestimmte Aussagen, die sich aus dem Rahmen ergeben, auch zu widerlegen im Rahmen von so einem Verbund.

Andreas Hepp: Ich glaube, es macht einen Unterschied, über welche **Art von Verbünden** wir reden. Reden wir über interdisziplinäre Verbünde oder über Verbünde, die relativ homogen sind? Daraus ergibt sich, was man als gemeinsames Theoriefundament braucht im Sinne einer **gemeinsamen Theoriesprache**. Aber die muss so offen sein, dass jedes Projekt atmen kann. Also wenn der Verbund einen Juristen hat, gibt es ganz andere Methoden. Es gibt keine Hypothesen in unserem Sinne. Das ist ein ganz anderer Diskurs als in einem Fall, wenn man eine Soziologin hat, die für ihr Themenfeld ganz klar sagt: Ich bin auf dem Latour-Pfad, denn das ist *State of the Art*. Und dann hast du einen Organisationssoziologen, und der kommt mit anderen Konzepten. Du brauchst dieses Fundament. Du musst diese Pluralität in den Projekten zulassen können, dass sie wirklich an der Spitze arbeiten können. Die Leute wollen kämpfen, wollen ihr spezielles Ding voranbringen, und das musst du zulassen.

3 Welche Zusammensetzung ist sinnvoll?



3.1 Input von Bernd Blöbaum (Universität Münster)

Ich kann mich sehr gut an den gescheiterten **SFB-Antrag „Kulturelle und soziale Veränderungen im Kontext des Wandels der Medien“** erinnern. Da steckte viel Arbeit drin. Das Vorhaben ist aber vor fast 20 Jahren gescheitert. Allerdings kann ich festhalten: Ohne diese Erfahrung mit einem Großantrag hätte ich viele meiner wissenschaftlichen Projekte nicht realisieren können. 2009 habe ich dazu einen Beitrag in „Aviso“ geschrieben mit der Überschrift: **„Scheitern als Chance“**. Und ich möchte wirklich alle Kommunikationswissenschaftler:innen dazu ermuntern, Scheitern als Chance zu sehen. Einige Zeit nach der Publikation des Aviso-Beitrags haben wir in Münster 2011 ein DFG-Graduiertenkolleg zu **„Vertrauen und Kommunikation in einer digitalisierten Welt“** bewilligt bekommen, in dem ich zehn Jahre als Sprecher mitgewirkt habe. Bevor das Graduiertenkolleg erfolgreich begutachtet wurde, habe ich in einem Schwerpunktprogramm der DFG mit dem Titel **„Wissenschaft und Öffentlichkeit“** mitgearbeitet. Die Titel der Forschungsprogramme erwähne ich auch deshalb, weil man daran erkennen kann, dass diese koordinierten Programme eine gewisse Breite haben sollten. Das Schwerpunktprogramm war ein primär psychologisches Projekt, in dem die Kommunikationswissenschaft Juniorpartner war. Hier war ich zwei Jahre Co-Sprecher, bis meine Projektanträge nicht mehr gut genug waren bzw. von den Gutachtenden nicht mehr als

förderwürdig anerkannt wurden. Die ausladende Überschrift „**Vertrauen und Kommunikation in einer digitalisierten Welt**“ auf der Titelseite des Antrags für das Graduiertenkolleg sollte durch den Begriff „Kommunikation“ signalisieren, dass hier auch die Kommunikationswissenschaft maßgeblich beteiligt ist. Ich habe in den vergangenen Jahren auch an der Begutachtung von anderen Verbünden teilgenommen, die von der DFG oder aus anderen Quellen finanziert wurden. Und dreimal habe ich in der Exzellenzinitiative meinen Hut mit in den Ring geworfen, bin dabei aber immer gescheitert mit meinen Projektanträgen. Meine Beteiligung in der Exzellenzinitiative wurde in jeder Runde immer geringer. Am Anfang in der ersten Exzellenzausschreibung habe ich einen Clusterantrag verantwortet, in der letzten Runde war ich am Rand fast nur noch eine Fußnote bei einem Projektantrag. Diese einführenden Worte vermitteln gewissermaßen den Erfahrungshintergrund, der den folgenden Überlegungen zugrunde liegt.

Worauf soll man achten bei der Zusammensetzung einer Gruppe, die sich dann zu einem Forschungsverbund verdichtet? Bei dem gescheiterten SFB wurden wir als Antragsgruppe – und in dieser Deutlichkeit wirkte das wirklich für viele wie ein Schlag ins Gesicht – knallhart mit der Realität von Gutachterurteilen konfrontiert. Bei der Begehung hieß es von den Reviewern: Hier sind **zu wenig exzellente Projekte** dabei. Von den zahlreichen im Antrag ausgearbeiteten Einzelprojekten waren nur fünf Projekte gewissermaßen satisfaktionsfähig und wurden als exzellent angesehen. Das war deutlich zu wenig, um einen SFB zu tragen, das war viel zu schwach. Es ist vielleicht ein statistischer Zufall, dass von den Projekten, die seinerzeit als förderwürdig qualifiziert worden sind – und die später im Einzelverfahren von der DFG gefördert wurden – immerhin zwei Antragsteller später als Sprecher von DFG-Forschungsverbünden erfolgreich waren. Andere sind Direktoren am Leibniz- und am Weizenbaum-Institut geworden. Offenbar – so ließe sich schlussfolgern – hatten die Gutachter ein Gespür dafür, welches Potenzial bei einigen der Antragsteller vorhanden war. Insgesamt war der SFB, so toll er in einzelnen Aspekten war, viel zu schwach in der Breite aufgestellt.

Man hat nach meiner Beobachtung und Erfahrung fast keine Chance, erfolgreich ein DFG-Verbundprojekt einzuwerben, wenn man nicht **vorher eigene DFG-Projekte** realisiert hat. Das ist gewissermaßen die Grundlage. Das wird in der wissenschaftlichen *Community* gewiss nicht explizit, aber wohl implizit als Voraussetzung angesehen. Dies hat, so denke ich, mit dem Selbstverständnis der DFG zu tun: Die DFG fördert Grundlagenforschung und Spitzenforschung in Deutschland. Deshalb sind Begriffe wie **Exzellenz**, **Internationalität** und **Wettbewerbsfähigkeit** keine inhaltsleeren Schlagworte, sondern sie stehen für Erwartungen an Inhalte und Ideen, und es ist in den Anträgen nachvollziehbar zu dokumentieren, dass Antragstellende hierzu Kompetenzen haben. Dieses Selbstverständnis haben die Gutachterinnen und Gutachter, die sich über die Antragsskizzen und Anträge beugen. Wer mit dem Gedanken spielt, ein DFG-Verbundprojekt zu beantragen, sollte sich fragen: Hat man selbst genug DFG-

Erfahrungen, um das zu machen? Meine Vor-Erfahrung war: Ich hatte ein großes DFG-Projekt in der Einzelförderung (auch Sachbeihilfe genannt). Ich war Co-Sprecher eines SPP und bin dann Sprecher eines Graduiertenkollegs geworden. Das ist gewissermaßen ein Bewährungsaufstieg. Dies ist sicherlich kein Muster und kein Modell für andere, bei mir hat es ganz gut geklappt auf diesem Pfad.

Wie bin ich beim Projektantrag für das Graduiertenkolleg vorgegangen? Ich habe mir die Antragsunterlagen heruntergeladen und dann versucht, relativ pragmatisch die Punkte abzuarbeiten. Worauf habe ich geachtet bei der **Zusammenstellung der Gruppe**? Das eine ist, wie erwähnt, die **DFG-Erfahrung**. In der Gruppe der Antragstellenden sollten einige Personen sein, die bereits DFG-Projekte abgeschlossen haben oder daran maßgeblich beteiligt sind oder waren. Ein zweites Kriterium war: Es sollte ein ausgewogenes Verhältnis von **Männern und Frauen** geben. Die DFG legt sehr starken Wert auf Förderung von Gleichstellungsmaßnahmen. Man sollte eine Antwort haben auf die Frage entwickeln: Wie stellt man Gleichstellung in einem Projektverbund sicher? Mein Eindruck ist, dass es in Zukunft noch wichtiger wird, Gleichstellung nicht mehr nur auf Geschlecht zu beziehen, sondern auf Diversität allgemein, inklusive Inklusionsfragen. Ein dritter Merkpunkt: Es sollte ein zuträgliches Verhältnis von **Etablierten und Nachwuchsleuten** geben. Etabliert sind solche Personen, die einen DFG-Record haben, die als PIs in anderen Kontexten schon Erfahrung gesammelt haben. Bei dem sogenannten Nachwuchs ist es wichtig zu verdeutlichen, dass der Nachwuchs nicht in Abhängigkeit zu den PIs steht. Es geht darum, dass sich die Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler unabhängig entwickeln können, ihre eigenen Ideen verfolgen und nicht in einem Assistenten-Verhältnis stehen. Sie sollen unabhängige Forschende sein. Diese drei Punkte halte ich bei der Beachtung der Zusammensetzung für Forschungsverbände für sehr relevant. Außerdem ist in größeren Verbänden ebenso relevant die **Dokumentation gemeinsamer Kooperationen**. Wenn man über Publikationen, über Projektzusammenhänge nachweisen kann, dass man bereits erfolgreich zusammengearbeitet hat, dann schlägt dies positiv zu Buche. Vorherige Kooperation ist ein Indikator, dass die Beteiligten produktiv Mehrwert schaffen können.

Auf der Ebene der Personen noch Hinweise zu den nicht ganz unwichtigen sozialen Aspekten in einem mehrjährigen Forschungsprogramm mit vielen Persönlichkeiten: Nach meiner Erfahrung ist es sehr wichtig, dass bei den Beteiligten eine große Bereitschaft besteht, das **Gemeinschaftsprojekt über die individuellen Interessen** zu stellen. Dies bedeutet eben auch, dass man seine individuelle Forschungsperspektive und seine individuelle Exzellenz etwas hintanstellt und sich bewusst macht: Die individuelle Perspektive ist ein kleiner Bestandteil dessen, was nachher den Verbund ausmacht. Der Verbund dient auch der persönlichen Weiterentwicklung jedes und jeder darin Forschenden, aber der Forschungsverbund muss als Verbund einen **Mehrwert** erzeugen. Indem der Verbund den Mehrwert erzeugt, erzeugt der für

jeden einzelnen und jede einzelne, der und die in diesem Verbund mitarbeitet, einen fachlichen und auch auf Reputation bezogenen Mehrwert. In Forschungsverbünden sollten die persönlichen Interessen und die Gemeinschaftsinteressen in ein harmonisches Verhältnis gesetzt sein.

Wie in allen anderen Organisationen ist auch in Forschungsverbünden anzuerkennen, dass jemand den Hut aufhat. Man muss Vertrauen in diese **Leitung** haben. Nach meiner Beobachtung gibt es meist eine **Kerngruppe**, die das Antragsverfahren trägt. In der Kerngruppe gibt es jemanden, der den Hut aufhat, und die anderen arrangieren sich drum herum. Es ist wichtig und effektiv, wenn eine Kerngruppe die Struktur, Organisation, Fragestellung und die unendlich vielen Organisations- und Kommunikationsnotwendigkeiten, die in der Kooperation mit der DFG anfallen, im Blick hat. Da braucht man Personen, die einfach sagen: Das ist mein Ding, ich übernehme jetzt mal die Initiative. **Soziale Verträglichkeit** ist dabei nicht ganz unwichtig. Schließlich möchte man mit den Mit Antragstellenden sechs, neun Jahre oder noch länger zusammenwirken. Wie gut das klappt, stellt sich dann während der Projektlaufzeit heraus.

Nun noch ein vielleicht etwas heikler Punkt: **Top-Down** ist besser als *Bottom-Up*. Prozesse, in denen alle über alles diskutieren, in denen alle an der Organisation, an der Mittelplanung etc. beteiligt sind, dauern nicht nur gefühlt unendlich lange, sie können auch dazu führen, das eigentliche Ziel im Klein-Klein aus den Augen zu verlieren. Ist der Prozess zu sehr auf Konsens ausgelegt, besteht die Gefahr, zu viele inhaltliche Kompromisse zu machen und sich zu oft auf den kleinsten gemeinsamen Nenner zu begeben. Etwas mehr *Top-Down* und etwas weniger *Bottom-Up* ist meist pragmatischer, schneller und organisatorisch leichter.

Um noch einmal auf den Ausgangspunkt des gescheiterten SFB zurückzukommen: Ein Schwachpunkt seinerzeit war, dass die Gruppe der Antragstellenden nicht gut genug und ausreichend genug **beraten** war. Ich würde allen empfehlen, die ein größeres Programm in DFG-Formaten anstreben, sich mit Leuten zu beraten, die in diesem Bereich schon Erfahrung gesammelt haben.

Und wenn man dann am Ende erfolgreich war und ein koordiniertes Programm bei der DFG eingeworben hat, gibt es auch **Rewards**, die über Forschungsaufsätze, Bücher, Tagungsteilnahmen und Bonusmittel hinausgehen. Man ist an der Universität und oft auch im Fach viel besser vernetzt als zuvor. Man erhält Einladungen zu Workshops, in denen sich Sprecher von solchen Verbundprojekten austauschen, ihre Erfahrungen teilen und gemeinsam über die Verwaltung stöhnen können. All dies hilft sehr, die Arbeit im eigenen Projektkontext zu optimieren.

3.2 Diskussion

Anne Bartsch: Wie kann man sich am besten **beraten** lassen?

Bernd Blöbaum: Für mich war die Beratung der **hauptamtlichen DFG-Leute** ganz wichtig. Dann würde ich mich immer an **Leute** wenden, die solche **Projekte** schon einmal **gemacht** haben, und zwar nicht nur im eigenen Fach. Ich bin zu einer Kollegin gegangen, die hat mir zwei Anträge gegeben. Das war keine Blaupause für mich, aber ich konnte erkennen, dass wir uns im Rahmen dessen bewegten, was gefordert wird. Ich habe unseren Antrag auch auf Anfrage verschickt und Leute persönlich beraten.

Wiebke Loosen: Also im Zweifel bei Fragen immer bei der **Geschäftsstelle** anrufen und lieber einmal zu viel als zu wenig nachfragen. Nicht, dass sich sonst aufgrund von Unklarheiten eine Ablehnung des Antrages ergibt.

Gerhard Vowe: Bernd, du sprachst von DFG-Erfahrung als Voraussetzung für einen gelungenen Antrag. Ich sehe aber auch, dass es **Erstanträge** in einer Forschungsgruppe geben darf. Also ein oder zwei Erstanträge von Leuten, die noch keine DFG-Erfahrung haben, und man dadurch die geforderte Ersneuerung leistet.

Bernd Blöbaum: Ich meinte damit, dass man **genügend DFG-Erfahrene** einbinden sollte und nicht ausnahmslos alle Antragssteller DFG-Erfahrung haben müssen.

Gerhard Vowe: Ein weiteres Problem bezüglich **Exzellenz und Kooperativität**: Du hast Exzellenz als Voraussetzung genommen. Alle Teilnehmer müssen exzellent sein. Bei Nachwuchskräften muss ein glaubhaftes Versprechen auf Exzellenz vorliegen. Bezüglich Kooperativität: Ich würde sagen, es müssen alle exzellent sein, aber es müssen auch alle kooperativ sein. Ich muss diejenigen unter den Exzellenten auswählen, die, in deinen Worten, soziale Verträglichkeit, in meinen Worten, Kooperativität versprechen. Das kann vorher in den gemeinsamen Vorarbeiten oder durch Mitteilungen von anderen geprüft werden. Ich würde die beiden Kriterien Exzellenz und Kooperativität gleich gewichten.

Bernd Blöbaum: Man muss zur **Exzellenz** sagen: Das ist ein Begriff, der empirisch schwer zu fassen ist. Er steht für ein Spektrum. Ich würde mich zum Beispiel nie als exzellent identifizieren. Ich glaube nicht, dass ich ein großes Licht bin. Aber für die erfolgreiche Einwerbung des Kollegs waren die Vorarbeiten offenbar ausreichend, und das Forschungsprogramm war innovativ und versprach einen Mehrwert.

Judith Möller: Muss man wirklich die DFG-Erfahrung vorweisen, oder kann es auch eine **andere Art der Förderung** in einem anderen Land sein, die Vorerfahrung beweist?

Bernd Blöbaum: In dem Selbstverständnis vieler, die DFG-Anträge begutachten, reicht es nach meiner Wahrnehmung nicht aus, wenn man zwei BMBF-Projekte macht, die genauso groß konfiguriert sein können, die genauso viele Doktorand:innen haben. Im DFG-Kontext gibt es die Haltung: Wir betreiben **Exzellenz- und Spitzenforschung**. Das BMBF macht überwiegend angewandte Forschung.

Hartmut Wessler: Es geht um diese **Reputationshierarchie**. Bei kompetitiven Verfahren, bei der Grundlagenforschung, also bei nicht thematischen *Calls* und beim BMBF, sondern da, wo man sich selber bewirbt, muss man schon einmal einen Erfolg gehabt haben.

Ich wollte noch etwas zu **Bottom-Up** und **Top-Down** sagen: Das hat etwas mit Kooperativität zu tun. Ich habe an den beiden SFB-Initiativen, an denen ich beteiligt war und neuerdings wieder bin, total unterschiedliche Erfahrungen gemacht. In Bremen gab es eine kleine Führung und starke Kerngruppe. Die haben sich in einer kleinen Gruppe jede Woche getroffen und über zwei Jahre hinweg einen SFB-Antrag entwickelt. In Mannheim gibt es immer noch die Suche nach der einen Person, um die sich dann eine Kerngruppe bildet. Beide Modelle gibt es, und beide Modelle können erfolgreich sein. Das bedeutet natürlich auch: In Bremen hat die Kooperativität eine große Rolle gespielt, in Mannheim spielt sie eine geringere. Da arbeitet man mit Leuten zusammen, wo man manche gar nicht kennt, geschweige denn beurteilen kann. Das hat mit der Organisationskultur zu tun. Ich würde nicht pauschal sagen, *Bottom-Up* oder *Top-Down* ist besser. Es kommt darauf an, wie der Laden insgesamt funktioniert.

Andreas Hepp: Es braucht eine **Führung**, die man unterschiedlich herstellen kann. Es gibt das Modell, wo einer voranschreitet. Und dann gibt es das Modell, wo die Gruppe kooperativ immer wieder nach Schnittstellen sucht. Was nicht geht, so habe ich dich zumindest verstanden, ist **Basisdemokratie**. Damit kommt man nicht weit. Die DFG-Erfahrung und anderweitige Erfahrung hängen von der Art des Projekts ab. Aber man braucht ganz klare Leiter mit Vorerfahrungen. Ein SFB-Projekt bekommt niemand, der nicht schon Erfahrungen mit der DFG hat. Es gibt viele Überschneidungen zwischen SFB-Leiter:innen und anderen Funktionspositionen in DFG-Förderlinien.

Gerhard Vowe: Der Begriff **Kerngruppe** eignet sich gut dafür, um deutlich zu machen, dass man das nicht alleine macht, sondern, dass man mit einigen der in Aussicht genommenen Teilnehmenden eine engere Beziehung hat und sich mit denen abstimmt. Das ist ein iterativer Prozess.

Wie ist dann letzten Endes die **Verantwortungsteilung**? Bisher bin ich immer davon ausgegangen, dass man eine Person hat, die als Sprecher oder Sprecherin fungiert. Bei eurem Forschungsgruppenvorhaben in Bremen teilen sich zwei Personen diese Rolle. Es scheint sich in

der Praxis durchzusetzen, dass nicht nur eine einzelne Person, sondern auch eine Dyade führen kann.

Andreas Hepp: Rein formal gesprochen steht in der offiziellen DFG-Richtlinie, dass es **nur einen Sprecher oder Sprecherin** gibt. Aber jeder Forschungsverbund bildet auch seine eigene Organisationsform. Was im Antrag steht, ist ein Ausschnitt aus dem Spektrum von dem, was man realisieren kann. Das sind Dinge, die man jenseits von offiziellen Papers der DFG, die auf den Webseiten stehen, erfährt.

Gerhard Vowe: Es gibt da unterschiedliche Sichtweisen, was sinnvoller ist, ob sich eine **kooperative** oder eine **singuläre Lösung** eignet. Dennoch ist es begründungspflichtig, wenn man von der Ein-Sprecher-Lösung weggeht. Es ist in meinen Augen immer noch die Ausnahme von der Regel. Ich kenne nur ganz wenige DFG-Forschungsverbünde, die nicht von einer einzelnen Person geleitet sind.

Oliver Quiring: Es braucht nicht nur eine Einzelperson, die leitet, sondern auch **Backups**.

Hartmut Wessler: Wir haben einen SFB bei uns in der VWL mit Bonn, die machen das **umschichtig**. Aber daran sieht man: Sie wollten nur eine Person jeweils haben.

Andreas Hepp: Es ist ein Stück weit eine inhaltliche Frage. Fährst du das Modell, dass du einen **Leadforscher** hast, der für dieses Thema richtig steht und einen *Record* hat? Oder fährst du das Modell des **kooperativen Teams**, was gemeinsam nach vorne geht? Das geht bis zum Cluster so. Welches *Governance*-Modell passt zur Cluster-Idee und zur Antragsstruktur?

4 Wie sieht eine Struktur des Vorhabens aus, die Teilprojekte verknüpft, aber flexibel genug bleibt?



4.1 Präsentation mit Erläuterungen von Christoph Neuberger (FU Berlin & Weizenbaum Institut, Berlin)

Bei diesem Knackpunkt geht um das Spannungsverhältnis zwischen „geschlossen – offen“, „strukturiert – flexibel“, „zentral – dezentral“, „integriert – differenziert“ bei der Antragstellung und der Struktur eines Verbundprojekts.



Knackpunkt „Struktur“

(4) Wie sieht eine *Struktur* des Vorhabens aus, die Teilprojekte verknüpft, aber flexibel genug bleibt? Wie kann Kohärenz erreicht werden? Wie wird die Struktur angemessen verdeutlicht – mit Leit- und Teilfragen oder mit einem grundlegenden Modell?

Düsseldorf, 23.06.2023

#1

Es gibt Argumente für das eine wie für das andere. Das richtige Vorgehen kann nicht ausschließlich in die eine oder andere Richtung festgelegt werden. Oft kommt es in einem Verbundantrag darauf an, die **Richtungen differenziert auszubalancieren** – etwa mehr Offenheit auf der Ebene des Gesamtantrags zuzulassen, dagegen eher fokussiert und geschlossen in Teilprojekten vorzugehen.

Freie Universität Berlin

weizenbaum
institut

► **Argumente für Flexibilität/Offenheit**

- Neues entdecken
- Überraschungen
- Selbstbestimmung
- Selbstständigkeit
- Interdisziplinarität

► **Argumente für Strukturiertheit/Geschlossenheit**

- Zweck eines Verbundprojekts: Mehrwert
- Arbeitsteilung
- Erwartung an den Antrag

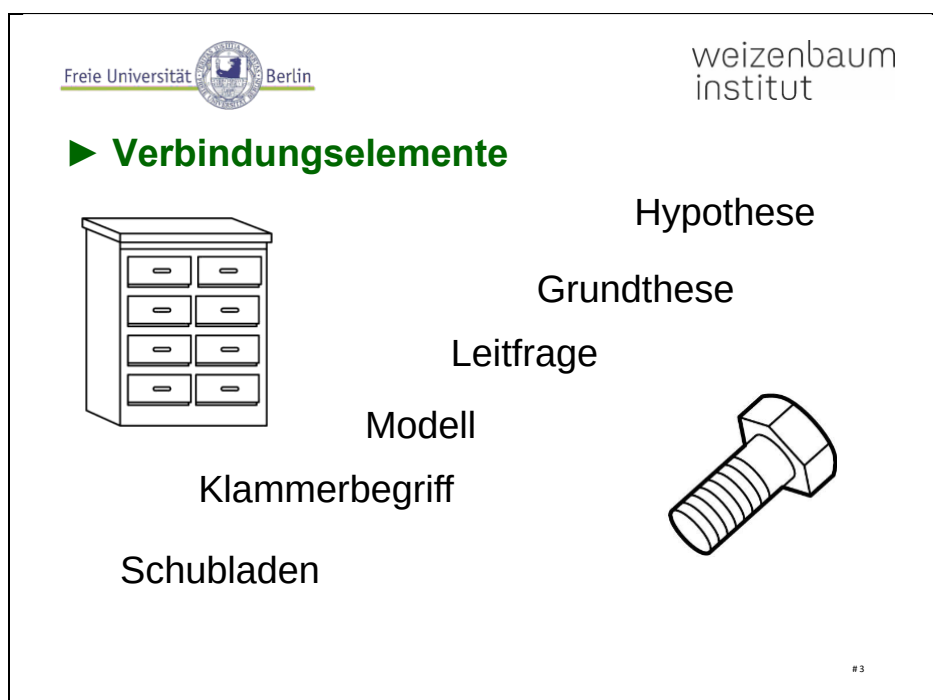
#2

Für **Flexibilität und Offenheit** spricht: Es soll etwas Neues entdeckt werden. Hier lässt sich das Wissensparadox nach Karl R. Popper anführen: Wir wissen heute noch nicht, was wir morgen wissen werden. Deshalb lassen sich keine Prognosen über künftiges Wissen aufstellen. Wir würden keine Wissenschaft betreiben, wenn wir schon wüssten, was am Ende herauskommt. Wissenschaft ist keine Produktion standardisierter Güter. Es bleibt stets die Möglichkeit der Überraschung. Der Reiz besteht gerade darin, solchen Überraschungen nachzugehen – in der Forschung, aber auch in der erforschten Wirklichkeit: Der Fall der Berliner Mauer und die Covid-Pandemie waren solche Überraschungen – Ereignisse, die niemand auf der Rechnung hatte. „Schwarze Schwäne“ bzw. Rätsel sind Anstöße für die Entwicklung neuer Theorien und die Suche nach neuen Lösungen. Offenheit lässt mehr Spielraum für Kreativität. Selbstbestimmung motiviert: Der Ertrag der eigenen Leistung, des eigenen Beitrags wird sichtbarer – wenn man selbst etwas innovativ entwickeln kann und nicht schon zu viel vorstrukturiert ist. Offenheit fördert Selbstständigkeit und die Möglichkeit, unabhängig zu arbeiten. Und schließlich: Wenn es um Interdisziplinarität geht, bedarf es in der Regel einer offenen Kennenlernphase, in der sich die Beteiligten schrittweise annähern. Der Umgang mit Flexibilität und Offenheit muss aber geübt werden, und die Gutachtenden müssen darauf vertrauen können, dass die Forschenden in der Lage sind, die Freiräume produktiv zu nutzen.

Was spricht für **Strukturiertheit und Geschlossenheit**? An erster Stelle der Zweck eines Verbundprojekts: Das Ganze soll mehr ergeben als die bloße Summe der Teile. Stichwort „Arbeitsteilung“: Projekte sollen aufeinander aufbauen, sie sollen stimmig sein. Zeitpläne müssen angepasst, Übergabepunkt definiert sein, also: Wer soll bis wann was erledigt haben? Gutachtende

erwarten (so ist zumindest der verbreitete Eindruck), dass bereits im Antrag die Arbeitspakete möglichst genau beschrieben sind, sodass am Ende nicht mehr viel Freiheit bei der Umsetzung bleibt, weil alle Details bereits geklärt sind und die Punkte nur noch abgearbeitet werden müssen. Vor allem Kosten- und Personalaufstellung zwingen zu großer Präzision. Das entspricht aber oft nicht der Realität der Durchführung von Projekten. Man muss also demonstrieren, dass die Projekte genau und auf Jahre im Voraus durchdacht und durchstrukturiert sind. Das ist auch die Erfahrung am Weizenbaum-Institut, an dem es aber möglich ist, Mittel später recht flexibel umzubuchen, was indes einen Zusatzaufwand verursacht.

Was sind **Verbindungselemente**, die Teilprojekte zusammenhalten können? Hier der Vorschlag für eine Reihung solcher Verbindungselemente nach dem Grad der Festigkeit, mit der sie Teilprojekte zusammenschrauben oder verleimen. Diese Elemente lassen sich auch kombinieren. Grundsätzlich gilt natürlich (und das ist eine banale Aussage): Die Festigkeit oder Lockerheit der Verbindung muss zum Thema, zu den Fragen und zu den Beteiligten passen.



Mit „**Schublade**“ ist gemeint, dass deskriptiv bestimmte Bereiche festgelegt werden, in die Projektthemen einsortiert werden. Das ist etwa das Ergebnis, wenn bei einer thematisch offenen Ausschreibung nachträglich eine Vielfalt an Projektthemen sortiert werden muss. Dann verwendet man generische Begriffe: Die einen machen „Bildung“, die anderen machen „Demokratie“, und wieder andere machen „Arbeit“. Dieses Vorgehen kann also eine Verlegenheitslösung sein, der Zusammenhalt ist nur lose bestimmt.

Die zweite Stufe der Festigkeit ist der **Klammerbegriff**. Man hat sich auf ein gemeinsames Konzept geeinigt, das einen heuristischen Wert besitzt. Damit ist eine Art Minimalkonsens gefunden, der genügend Freiheit lässt. Es handelt sich häufig um große Begriffe, die besonders signifikant für die Gegenwartsgesellschaft sind, wie „Innovation“, „Vertrauen“ oder „Netzwerk“. Oft werden sie auch kombiniert. Diese großen Begriffe haben den Vorteil, dass sie für fast alle beteiligten Disziplinen anschlussfähig sind und auch in der Gesellschaft als relevant betrachtet werden. Diese Grenzbegriffe dürfen allerdings nicht nur *Buzzwords* von vergänglichem Wert und zu großer Unschärfe sein. Für die Begriffsklärung nimmt man gerne noch die Philosophie oder ein anderes Grundlagenfach an Bord und startet mit intensiver Begriffsarbeit, deren Zwischenergebnis bereits im Antrag dokumentiert ist. Die Gegenüberstellung der disziplinär differenten Bedeutungen kann Bezüge verdeutlichen. Klammerbegriffe dienen als Sonde, um zwischen unterschiedlichen Bereichen überraschende Verbindungen aufzuspüren. In der Liste der laufenden DFG-Verbundprojekte finden sich dafür Beispiele. In Bielefeld läuft etwa ein SFB zu den „Praktiken des Vergleichens“. Hier lautet die Argumentation, dass der Begriff des Vergleichens noch nicht genügend ausgearbeitet ist. In historischen und soziologischen Projekten wird untersucht, welche Vergleichspraktiken es in ganz unterschiedlichen Bereichen gibt, z. B. im Nationenvergleich oder in der Alltagspraxis unterschiedlicher gesellschaftlicher Teilsysteme. Diese Klammerbegriffe findet man eher in den Geistes- und Kulturwissenschaften.

Die nächste Stufe ist das **Modell**, das den Gegenstandsbereich strukturiert. Zwischen den einzelnen Elementen muss dabei im ersten Schritt noch nicht zwingend eine kausale Beziehung angenommen werden. Oft werden zunächst (nach den Modellfunktionen von Karl W. Deutsch) Elemente benannt und ihre möglichen Verbindungen aufgezeigt. In unserem Fach sind dies natürlich vor allem Kommunikationsmodelle. Modelle sind elaborierte Sortierhilfen, die zu Kausalmodellen ausgearbeitet werden können.

Es ist auch sehr verbreitet, **Leitfragen zu formulieren**, die inner- oder außerwissenschaftliche Relevanz haben. Sie fokussieren das Interesse auf bestimmte Variablen, deren Zusammenhang zu Beginn noch offen ist.

Ein weiteres Verbindungselement ist eine **Grundthese** oder forschungsleitende Annahme, die zwischen Forschungsfrage und Hypothese anzusiedeln ist. Sie ist globaler und offener als eine Hypothese. Beispielsweise geht das Exzellenzcluster „Contestations of the Liberal Script“ in Berlin von einer Krise des Liberalismus aus, das ist hier die Grundthese. Oder es gibt auch eine DFG-Forschungsgruppe zu esoterischen Praktiken. Hier ist die Grundthese, dass esoterische Praktiken zunehmen, obwohl wir doch angeblich in einer aufgeklärten Wissensgesellschaft leben. Diese Grundthesen verweisen auf eine allgemeine Entwicklung von großer Relevanz, die in einem Verbundprojekt differenziert und erklärt werden soll.

Die strengste Form des empirischen Vorgehens ist die Formulierung einer **Hypothese** (im Sinne des Kritischen Rationalismus), die im Projekt empirisch geprüft wird. Hypothesen sind eher auf der Ebene von Teilprojekten zu finden, weil diese in die Tiefe gehen können, als auf der Ebene des Gesamtprojekts. Hypothesen erfordern außerdem eine gewisse Reife eines Forschungsfeldes, um triftige Vorannahmen auf Basis eines Forschungsstands treffen zu können.

Ich denke, dass diese Reihung von **Verbindungselementen** nach dem Festigkeitsgrad bei der Anlage eines Verbundantrags hilfreich sein kann, ohne dass es dabei einen Favoriten gibt. Die Wahl hängt von der jeweiligen Konstellation ab, besonders vom Forschungsinteresse und den beteiligten Fächern. Es ist sicher vorteilhaft, die Wahl der verbindenden Elemente im Antrag ausdrücklich anzusprechen und sie zu begründen.

Abschließend möchte ich kurz ein mögliches Vorgehen bei der Entwicklung eines Forschungsprogramms erläutern, und zwar am Beispiel des **Weizenbaum-Instituts** für die vernetzte Gesellschaft (WI) (Details dazu finden sich auf der Website: <https://www.weizenbaum-institut.de>). Wir denken am WI ebenfalls (noch) in Projektphasen, für die jeweils eine Agenda entwickelt wird, die eine Evaluationskommission und den Beirat überzeugen muss. Die Programmatik des WI – stark an Werk und Wirken Joseph Weizenbaums angelehnt – enthält folgende Elemente: die Leitwerte Selbstbestimmung und Nachhaltigkeit, Interdisziplinarität, Grundlagenforschung und gesellschaftliche Relevanz. Gesetzt ist auch eine bestimmte *Governance*-Struktur mit sieben Verbundpartnern, die das WI tragen. Dies ist der Rahmen, in dem die Agenda in einem partizipativen Prozess entwickelt wird. Die Agenda wird über verschiedene Ebenen (Mission des Instituts, Forschungsschwerpunkte, Forschungsgruppen, Projekte) hinweg ausbuchstabiert. Diese Stringenz ist erforderlich, um dem WI ein unverwechselbares Profil zu geben.

In der ersten Projektphase (2017-2022) galt eher das **Prinzip „Schublade“**, orientiert an der Ausschreibung des BMBF für ein „Deutsches Internet-Institut“. Danach sollte sich das Institut mit Arbeit, Bildung, Demokratie und so weiter beschäftigen, wofür entsprechende Projekte in den Antrag und ins Forschungsprogramm aufgenommen wurden. Das Schubladenprinzip ist additiv: Zwar kann man damit gut zeigen, dass alles abgedeckt ist, aber man kann die Bereiche nur schwer zusammenführen. Dafür mussten zusätzlich Querschnittsformate etabliert werden, die zwischen den Forschungsbereichen vermittelten. Die Idee, die wir dann entwickelt haben und seit 2022 umsetzen, besteht darin, dass wir Leitfragen formulieren, die normative Spannungsverhältnisse und Bezugsobjekte verbinden.



Freie Universität Berlin

weizenbaum
institut



► Forschungsschwerpunkte

Bezugsobjekte und Spannungsverhältnisse:

- Digitale Technologien in der Gesellschaft: Zwischen Teilhabechancen und neuen Ungleichheiten
- Digitale Märkte und Öffentlichkeiten auf Plattformen: Zwischen Gemeinwohl und wirtschaftlichen Notwendigkeiten
- Organisation von Wissen: Zwischen Offenheit und Exklusivität
- Digitale Infrastrukturen in der Demokratie: Zwischen Sicherheit und Freiheit

querliegende Forschungseinheiten: Weizenbaum Digital Science Center, Querschnittsformate

4



Freie Universität Berlin

weizenbaum
institut

► Forschungsgruppen

Schwerpunkt 1: Digitale Technologien in der Gesellschaft	Schwerpunkt 2: Digitale Märkte und Öffentlichkeiten auf Plattformen	Schwerpunkt 3: Organisation von Wissen	Schwerpunkt 4: Digitale Infrastrukturen in der Demokratie
Wohlbefinden in der digitalen Welt	Dynamiken digitaler Nachrichtenvermittlung	Arbeiten mit Künstlicher Intelligenz	Normsetzung und Entscheidungsverfahren
Digitalisierung, Nachhaltigkeit und Teilhabe	Digitale Ökonomie, Internet-Ökosysteme und Internet-Policy	Reorganisation von Wissenspraktiken	Digitalisierung und vernetzte Sicherheit
Design, Diversität und New Commons (UdK)	Plattform-Algorithmen und Digitale Propaganda	Digitalisierung und Öffnung der Wissenschaft (FOKUS)	Sicherheit und Transparenz digitaler Prozesse (HU)
Daten, algorithmische Systeme und Ethik (TU)	Dynamiken der digitalen Mobilisierung (FU)	Bildung für die digitale Welt (UP)	Technik, Macht und Herrschaft (WZB)

■ Forschungsgruppen im Weizenbaum-Institut e.V.
 ■ Forschungsgruppen bei den Verbundpartnern

5

Jedem Schwerpunkt sind vier **Forschungsgruppen** zugeordnet. Innerhalb der Forschungsgruppen, die alle interdisziplinär zusammengesetzt sind, werden Projekte konzipiert und durchgeführt. Die Gruppen besitzen dabei eine relativ große Freiheit, solange sie demonstrieren können, dass sie sich auf das Bezugsobjekt und das Spannungsverhältnis eines Schwerpunkts beziehen. Die Gruppen eines Schwerpunkts treffen sich regelmäßig, um Grundbegriffe zu klären, Theoriefragen zu diskutieren und Ergebnisse auszutauschen.

Unterstützt wird die Arbeit in den Schwerpunkten durch das 2022 neu gegründete **Weizenbaum Digital Science Center**, das eine Reihe von zentralen Aufgaben bündelt: das Methodenlab, das Weizenbaum Panel, Metaforschung und Forschungssynthesen.

4.2 Diskussion

Anne Bartsch: Wie kann man in diesen DFG-Formaten dafür sorgen, dass die **Leute** tatsächlich **mitziehen**? Vor allem, je mehr man möchte, dass sie in bestimmten Formen arbeiten. Gibt es Instrumente? Kann man Projektteilnehmende rausschmeißen? Läuft das alles nur über Sympathie, was dann wieder für die Zusammenstellung essentiell wäre? Gibt es Folgen, wenn man nicht macht, was man verspricht, also wenn man viel Struktur versprochen hat und am Ende entwickelt sich das Projekt doch anders?

Christoph Neuberger: Ja, das ist ein ganz zentraler Punkt: das **Commitment** für diese gemeinsame Mission. Am Weizenbaum-Institut geht wenig *Top-Down*, also durch Hierarchie und Anweisung. Das heißt, wir müssen immer alle mitnehmen, was durchaus aufwändig ist. Aber auch fruchtbar und motivierend, weil man sich gemeinsam auf etwas verständigt hat. Dieser Agenda ging ein langer Prozess voraus. Sie ist auch für die **Evaluation** wichtig: Wir haben 2022 die dritte Evaluation in der noch jungen Geschichte des Instituts. Darin muss man überzeugend nachweisen, wie die Interdisziplinarität läuft oder was in einem Schwerpunkt eigentlich herausgekommen ist und wie sich die Gruppen ergänzen. Wir merken, wie wichtig Austauschrunden im Schwerpunkt sind. Es erfordert einige Zeit, um etwa den Plattformbegriff zu klären oder zu verstehen, was Märkte und Öffentlichkeiten unterscheidet und wie sie einander beeinflussen.

Ulrike Klinger: Ich habe eine Frage zur **Visualisierung der Struktur**. Also ich finde diese Matrix total übersichtlich und schön. Aber dann gibt es die Problematik, wie sieht man die Querbezüge, die man immer haben will. In dem Projekt, das ich nachher vorstelle, haben wir jetzt im Moment statt der Matrix einfach diese wunderbare Maschine. Alles ist miteinander verschränkt, es gibt Überlappungen, aber irgendwie ist das auch nicht so richtig optimal, denn es wird irgendwie schnell unübersichtlich. Haben wir Erfahrungen? Gibt es Strategien, um die Darstellungen so zu machen, dass die Projektvisualisierung einerseits übersichtlich ist und andererseits eben die Verschränkungen zeigt?

Bernd Blöbaum: Ich würde es immer sehr simpel halten. Ich würde solche vielfach verschränkten **Visualisierungen** vermeiden. Das ist zwar sehr schön, um zu zeigen, dass alles zusammenhängt, aber genau das ist auch die einzige Botschaft, die meistens dabei rauskommt. Für die Gruppe, die das macht, ist es extrem hilfreich, wenn jeder ein Kästchen hat und deutlich wird, dass diese Kästchen zusammenhängen, indem zum Beispiel über den Kästchen Sammelbegriffe stehen. Dann

gibt es darunter die Domänen, die Fragestellungen. Das ist auch aus der Perspektive der Begutachtung wichtig, dass man klar abgrenzbare Forschungsprojekte hat und Arbeitspakete, die dann abgearbeitet werden. Alles andere zählt auf diesen Gemeinplatz ein, dass alles zusammenhängt. Zwar hat jemand eine schöne Grafik und Visualisierung geschafft, aber die hat überhaupt keinen heuristischen Wert. Ich plädiere für Reduktion von Komplexität.

Wiebke Loosen: Andreas Hepp ist unser Visualisierungsexperte. Das ist auch tatsächlich immer superwichtig und zentral. Wir haben zum Beispiel auch zwei *Research Units*. Der Antrag umfasst zehn Projekte. Das ist recht viel, und die haben wir im Konzept auf zwei *Units* verteilt. Das und deren Verhältnis zueinander gilt es zu **visualisieren**. In der Mitte stehen die kommunikativen Figuren als Konzept und verbindende Elemente, die man gemeinsam macht. Das ist im Prozess immer ganz wichtig. Wie verhalten sich die Projekte zueinander? Haben die alle einen Begriff, der das Projekt charakterisiert? Wir haben jede Projektvisualisierung anders geschrieben. Also, das ist ein Hybrid aus *Research Design* und konzeptionellem *Approach*. Damit man versteht, was wird da tatsächlich gemacht, und dann anschließend sagt, das ist keine systematische Auflistung der Methoden, sondern, dass man einen visuellen Eindruck davon bekommt, was man da eigentlich untersucht. Ich bin nicht gut in Visualisierung. Aber das ist etwas, was wir immer wieder genutzt haben. In Präsentationen beispielsweise, um zu zeigen, so ist das Projekt. Man kann die Bedeutung davon gar nicht überschätzen.

Andreas Hepp: Zur Frage der **Visualisierung**: Es gibt Handbücher, die verschiedene Visualisierungstypen und ihre Eignung und Aneignung auflisten. Da ist eine der Hauptbotschaften: Reduktion zum Kern des Projekts.

Zum **Commitment**: Du kannst überhaupt nichts erzwingen. Und wenn jemand keinen Bock hat, hat jemand keinen Bock. Dann musst du hingehen und nachfragen. Es gibt ein paar Steuerungsmechanismen. Und man kann das theoretisch über Reisegelder steuern.

Hartmut Wessler: Ich gehe vom Visualisieren weg. Ich fand diese Treppe der **Verbindungselemente** sehr hilfreich und habe es so verstanden, dass deine Weizenbaumsystematisierung sich auf der Ebene der Leitfrage ansiedelt. Dass man für jeden der Bereiche eine normative Spannung aufbaut. Das würde ich jetzt zwischen These und Leitfrage sehen. Es ist kein Modell, wo man wirklich Einfluss auf Beziehungen hat, es ist aber weit mehr als eine Schublade. Das hat mir sehr gut gefallen. Ich bin für Verbundanträge mit einem hohen Level an Strukturierung, so dass man nicht nur eine Schublade hat, sondern dass man gleich zusätzlich für jede der Säulen oder Bereiche, die man insbesondere bei größeren Verbänden definiert, dass man eine Art Leitfrage und Spannung mit zwei Kontrastbegriffen hat.

Nochmal zu deiner Frage: Welche Versprechen muss man halten? Also grundsätzlich: Man soll die **Kooperationsformen** versprechen, die man auch wirklich machen möchte. Es bringt nichts,

da so ein Wortgeklingel einzubauen, nach dem Motto, wir werden uns alle zwei Wochen umarmen. Da wissen alle, dass das nicht passiert. Deswegen soll man sich wirklich realistische und produktive Formen ausdenken und versprechen. Bei Einzelprojekten guckt nie wieder einer drauf. Es gibt einen Abschlussbericht, aber der wird auch nicht bewertet. Aber bei Verbünden gibt es eine Zwischenevaluierung. Dann wird schon geguckt, ob sich das Projekt bewährt hat. Man muss selber beschreiben, ob es sich bewährt hat und was genau sich bewährt oder nicht bewährt hat.

Ich habe noch eine Ergänzung zu der **Grundstrukturierung** von einem Verbund, und zwar die soziale Struktur nach außen. Es gibt SFBs, die Beiräte oder Kooperationspartner haben. Es gibt Verbünde, die Forschungssynthese betreiben, was ich übrigens super finde. Eine Organisationseinheit, die Ergebnisse nicht nur in der Wissenschaft verbreitet, sondern erstmal synthetisiert – eine ganz wichtige Zwischenfunktion der Transferelemente in Verbünden bis hin zur Wissenschaftskommunikation. Es ist wichtig, diese nach außen gerichteten Strukturierungselemente zu durchdenken und zu überlegen, was davon sinnvoll und wichtig ist. Da sind die Naturwissenschaften uns um Meilen voraus, weil die seit 25 Jahren sagen: Jedes größere Projekt braucht eine Transferkommunikationseinheit, die wir beantragen. Dafür gibt es eigene Gelder.

Christoph Neuberger: Um das zu ergänzen: **Transfer** ist die zweite wichtige Säule am Weizenbaum-Institut, wir haben ein Team für Dialog und Transfer sowie ein weiteres Team für Kommunikation. Dennoch ist es wichtig, deutlich zu machen, dass diese Aufgaben damit nicht delegiert werden, sondern es sind alle aufgefordert, sich selbst im Transfer zu engagieren. Dafür gibt es unterschiedliche Formate, es gibt Weiterbildung, und es bedarf einer klaren *Stakeholder*-Orientierung. Wir haben zum Beispiel einen eigenen Referenten, der nur für die politische Beratung in Berlin zuständig ist und dort ein Netzwerk hat.

Wiebke Loosen: *Commitment* ist für mich ein Grund, warum man eher auf **Sprecherteams** setzen sollte. Dieses Reinhören in die Gruppe und der Abgleich von Eindrücken, das machen wir ganz oft. Da haben wir unterschiedliche Wahrnehmungen, die sich in der Summe ganz gut ergänzen. Das ist immer eine soziale Aufgabe, so eine Gruppe zusammenzuhalten. Es ist keine gute Idee, Leute in Verbundforschung zu zwingen, die dazu keinen Bock haben. Das sollte auf jeden Fall eine freiwillige Angelegenheit sein. Wenn man nicht davon überzeugt ist oder keinen Spaß hat, sondern lieber seine Projekte alleine machen will, was ja total legitim ist, dann soll man das tun.

Bernd Blöbaum: Zur Diskussion, dass es notwendig sei, **Begriffe** zu klären. Ist das wirklich für alle Begriffe notwendig? Denn das ist natürlich ein Haufen Arbeit, gerade wenn man ein breites Spektrum von Disziplinen mit im Boot haben möchte. Es gibt Begriffe, die vergleichsweise einfach zu klären sind. Aber aus meiner Erinnerung sind die „Öffentlichkeit“ oder „Medien“ durchaus disziplinär schwerer zu fassen, weil sie nicht so einfach definierbar sind, sondern weil

sie eher so ein Spektrum angeben. Ist es nicht auch eine Strategie, dass man von der gemeinsamen Definition von diesen Begriffen absieht? Weil es am Ende gar nicht so wichtig ist, ob alle das Gleiche unter Medien und Öffentlichkeit verstehen, weil man dann Abkürzungen nehmen kann? Die Diskurse darüber, weil es natürlich aus den individuellen und disziplinären Perspektiven auch eine gewisse Zwangsjacke sein kann, wenn ich mich den etablierten Definitionen für „Medien“ und „Kommunikation“ nicht unterordnen kann. Das kann eher als Hindernis gesehen werden.

Christoph Neuberger: Es ist nicht so, dass wir feierlich festlegen, jetzt darf nur noch diese Definition für „Plattform“ verwendet werden. Es ist auch nicht so, dass man die Begriffe einzeln klärt, sondern es kommt darauf an, das **Verhältnis zwischen Begriffen** zu bestimmen. Etwa „Markt“ und „Öffentlichkeit“, zwei Mechanismen der modernen Gesellschaft: In einem Fall geht es um individuelle, im anderen um kollektive Entscheidungen. Dann bringt man noch Plattformen ins Spiel, und durch dieses Kreuzen von Begriffen tauchen auf einmal viele spannende Fragen auf.

Oliver Quiring: Andreas und Wiebke haben völlig recht. Es braucht das **Bild**. Dann kannst du es übernehmen und auf die anderen übertragen, die mit einer gewissen Entscheidungsfreiheit rechnen. Nachfrage zu den verbindenden Elementen: Ist das Modell ein **theoretisches Modell**?

Christoph Neuberger: Ich hatte ja bereits Karl W. Deutsch genannt. Modelle können ihm zufolge unterschiedliche Funktionen erfüllen: Entweder ist das Ziel überhaupt erst einmal die Sortierung eines Feldes durch Elemente und Relationen, oder man geht noch weiter und formuliert kausale Annahmen für das Verhältnis zwischen den Elementen. Ich meinte vorhin die erste Variante.

5 Welche Meilensteine sollte sich ein Verbund setzen, um die sechs oder mehr Jahre zu nutzen?



5.1 Präsentation mit Erläuterungen von Andreas Hepp (Universität Bremen)

Eine einfache Antwort in ein oder zwei Sätzen auf diese Frage erscheint mir kaum möglich. Eher möglich erscheint mir, in Bezug auf **konkrete DFG-Formate** der Verbundforschung Überlegungen anzustellen. Dies möchte ich im Folgenden anhand von drei Überlegungen machen.




Welche Meilensteine sollte sich ein Verbund setzen?

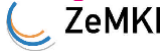
Andreas Hepp
Düsseldorf, 23.6.2023

Die Meilensteine von Forschungsverbünden – drei Überlegungen

Überlegung 1: Verbundforschung ist “Langzeitforschung” – wobei sich je nach Förderprogramm unterscheidet, was das bedeutet.

Überlegung 2: Die Phasen sollten “Sinn” machen – und sich in die umfassende Fragestellung einfügen.

Überlegung 3: Es gibt keine festen “Meilensteine” – aber einige Faustregeln.

Welche Meilensteine sollte sich ein Verbund setzen?

Andreas Hepp
Düsseldorf, 23.6.2023



Überlegung 1: Verbundforschung ist “Langzeitforschung” – wobei sich je nach Förderprogramm unterscheidet, was das bedeutet.

Die **erste Überlegung:** Verbundforschung ist **Langzeitforschung**, wobei sich je nach Förderprogramm unterscheidet, was das bedeutet. Ich fange deshalb mit den Informationen an, die die DFG selbst zu den verschiedenen Förderprogrammen zur Verfügung stellt, denn darin finden sich bereits viele Antworten. Ich habe das Graduiertenkolleg ausgeklammert, nicht weil es da keine Phasen gäbe, sondern weil diese anders gedacht sind, da die Promotion im Vordergrund steht. Ich gehe auf Schwerpunktprogramme, Forschungsgruppen und Sonderforschungsbereiche ein.

Besonderheiten des Programms: Schwerpunktprogramm (SPP)

Schwerpunktprogramm (SPP): "Schwerpunktprogramme können vom Senat der DFG eingerichtet werden, wenn die koordinierte Förderung für das betreffende Gebiet wissenschaftlichen Gewinn verspricht. [...] Ein Schwerpunktprogramm wird in der Regel für die Dauer von sechs Jahren gefördert. [...] Schwerpunktprogramme sollen spürbare Impulse zur Weiterentwicklung der Wissenschaft durch die koordinierte, ortsverteilte Förderung wichtiger neuer Themen geben [...]."

Schwerpunktprogramme (SPP) richten nicht wir als Wissenschaftler:innen ein, sondern der Senat der DFG. Das verändert völlig den Prozess der Beantragung, aber auch den Verlauf nach der Einrichtung und damit auch die Phasen eines SPP. Man hat sechs Jahre mit einer impliziten Phasenstruktur. Früher war es so, dass die DFG die SPP in Schritten von zwei Jahren strukturierte, was für Forschende eine extreme Herausforderung war: Das SPP und seine Projekte gingen los, und man hat bereits nach einem Jahr die Fortsetzungsanträge schreiben müssen. Mittlerweile sind es zwei mal drei Jahre. Die DFG will aber innerhalb von SPP die Möglichkeit eines *Turnover* haben, das heißt, weil es um „neue Themen“ geht, disziplinär und institutionell breit fächern und auch innerhalb dieser sechs Jahre neu „emergierende“ Forschung zulassen. Deshalb hat man eine relativ hohe Quote von Projekten, die nach der ersten Phase ausscheiden, und eine hohe Zahl von Projekten, die in der zweiten Phase dazu kommen. Es wird im Verlauf von SPP allerdings eine zunehmende Synergie zwischen den Projekten erwartet. Eine Integration der Forschung wie in anderen Programmen ist aber nicht möglich, weil man bei der DFG zwar ein SPP anstoßen kann, es dann aber offen ist, welche Antragsteller:innen dann genau welche Projekte in einem SPP beantragen. Ist man in der Koordination eines SPP, muss man sich das eher wie einen „Call“ für das Themenheft einer Zeitschrift vorstellen: Man kann durch den „Call“ das Thema und Akzente setzen, das „Heft“ mit seinen „Beiträgen“ wird dann aber von den Autor:innen gemacht.

Besonderheiten des Programms: Forschungsgruppe (FG)

Forschungsgruppe (FG): “Eine Forschungsgruppe ist ein **enges Arbeitsbündnis** mehrerer **herausragender Wissenschaftler und/oder Wissenschaftlerinnen**, die **gemeinsam eine Forschungsaufgabe** bearbeiten. Das Forschungsvorhaben geht dabei nach seinem **thematischen, zeitlichen und finanziellen** Umfang über die Förderungsmöglichkeiten im Rahmen der Einzelförderung des **Normal- oder Schwerpunktverfahrens weit hinaus**. Die Förderung von Forschungsgruppen soll helfen, für eine mittelfristige – meist auf **acht Jahre** [...] – angelegte, enge Kooperation die notwendige personelle und materielle Ausstattung bereitzustellen.”

Die **Forschungsgruppe** ist etwas anderes. Sie ist ein enges Arbeitsbündnis herausragender Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit einer gemeinsamen Forschungsaufgabe, die zeitlich und thematisch strukturiert ist und über das Normalverfahren hinausgehen muss. Man hat acht Jahre, zwei mal vier Jahre, und nach vier Jahren ist eine Art Zwischenevaluation in der Form, dass die zweite Förderphase beantragt werden muss. Gleichwohl ist bereits bei der Einreichung des Konzepts und dann des Einrichtungsantrags die zweite Förderphase mit zu bedenken, da bei der Einrichtung immer auch die notwendige „Mittelfristigkeit“ ein wichtiges Kriterium der Einrichtung ist.

Besonderheiten des Programms: Sonderforschungsbereich / Transregio (SFB/TRR)

Sonderforschungsbereich / Transregio (SFB/TRR):

“Sonderforschungsbereiche sind langfristige, auf die Dauer von bis zu **zwölf Jahren angelegte Forschungseinrichtungen der Hochschulen**, in denen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Rahmen eines **fächerübergreifenden Forschungsprogramms** zusammenarbeiten. Sie ermöglichen die Bearbeitung **innovativer, anspruchsvoller, aufwendiger und langfristig konzipierter Forschungsvorhaben** durch Koordination und Konzentration von Personen und Ressourcen in den antragstellenden Hochschulen. Damit dienen sie der **institutionellen Schwerpunkt- und Strukturbildung**.”

Ein **SFB** bzw. **TRR** (also ein ortsverteilter SFB) ist wieder etwas ganz anderes. Den Antrag dafür stellt die Universität. SFBs haben zwei Grundprinzipien. Erstens sind sie strukturbildend für die Universität. Zweitens sind sie interdisziplinär. Sie dauern maximal zwölf Jahre. Eine Phase geht vier Jahre und dann kommt ein *Cut*, also eine Zwischenevaluation in der Form der Beantragung der zweiten Phase, und anschließend die dritte Phase, die ebenfalls wieder beantragt werden muss.

SFBs und Forschungsgruppen haben im Gegensatz zum SPP über die Phasen hinweg eine hohe **Kontinuität der Projekte**. Wenn ein SFB oder eine Forschungsgruppe zu viele von einer Phase zur nächsten Phase verliert, gefährdet das den ganzen Verbund.

Was heißt das alles nun? In gewissem Sinne kann man sagen, dass die Formate bereits die Phasenstruktur vorgeben im Hinblick auf deren **Fokus**, die **Antragstellenden** und die **Zeitstruktur**.

Was heißt das?

	Fokus	Antragstellende	Zeitstruktur
Schwerpunkt-programm	Neue Themen	DFG-Senat auf Vorschlag interessierter Wissenschaftler:innen	3 + 3 = 6 Jahre
Forschungsgruppe	Gemeinsame Forschungsaufgabe	Herausragende Wissenschaftler:innen	4 + 4 = 8 Jahre
Sonderforschungs-bereich / Transregio	Fächerübergreifendes Forschungsprogramm	Forschungseinrichtungen der Hochschulen	4 + 4 + 4 = 12 Jahre

- >> Man sollte eine "Forschungsfrage" haben, die dem Fokus des Förderprogramms entspricht.
- >> Man sollte die "Langzeitperspektive" in der Zeitstruktur des Programms denken.

SPP dauern sechs Jahre mit zwei Phasen von jeweils drei Jahren. Forschungsgruppen gehen acht Jahre mit zwei Phasen von jeweils vier Jahren. SFBs und TRRs laufen zwölf Jahre, sprich drei Phasen à vier Jahre. Das ist die **Milestone-Struktur** oder **Phasenstruktur**, entlang derer man den Verbund qua Förderprogramm zeitlich strukturieren muss.

Für **Antragstellende** erscheint mir Folgendes wichtig: Wenn man über diese *Milestones*- oder Phasenstruktur nachdenkt, sollte man eine Forschungsfrage haben, die sowohl dem Fokus des jeweiligen Förderprogramms entspricht als auch der Zeitstruktur. Mit Fokus meine ich „neue Themen“ beim SPP. Also (nur), wenn man wirklich neue Themen hat, lohnt sich das SPP. Bei der Forschungsgruppe muss man eine gemeinsame Forschungsaufgabe haben, also eine Aufgabe, die man nur gemeinsam bearbeiten kann. Und bei einem SFB benötigt man ein fächerübergreifendes Forschungsprogramm. Das sind jeweils unterschiedliche Parameter, die in der jeweiligen Zeitstruktur gedacht werden müssen.

Leider kommt hinzu: Teilweise wissen **Gutachtende** nicht, für welche Phasenstruktur das jeweilige Vorhaben ausgelegt ist, und fragen sich: Was soll diese spezielle zeitliche Strukturierung? Für Gutachtende ist es deswegen relevant zu wissen, dass bei der zeitlichen Strukturierung von Forschungsverbünden ziemlich viel durch die DFG vorgegeben ist.



Überlegung 2: Die Phasen sollten „Sinn“ machen – und sich in die umfassende Fragestellung einfügen.

Nur wenn man eine **Forschungsfrage** hat, die in diese Struktur passt, lohnt sich aus meiner Sicht die Mühe, einen Forschungsverbund zu entwickeln. Wenn die Forschungsfrage „kleiner“ ist, kann man ein anderes Format bedienen, was einen wesentlich geringeren Vorlauf hat als die meisten Verbundförderungen. Denn an den meisten Förderprogrammen, über die wir reden, arbeitet man zwei bis vier Jahre, manchmal fünf Jahre, bis überhaupt ein Projekt anfängt. Außerdem sollte man die Langzeitperspektive in der Zeitstruktur des Programms berücksichtigen. Die Phasen sollten bei all dem „Sinn“ machen und sich in die umfassende Fragestellung einfügen.

Der „Sinn“ von Phasen – drei Beispiele

	Phase 1	Phase 2	Phase 3	Fragestellung
SPP Mediatisierte Welten	Beschreibung (2)	Muster (2)	Synthese (2)	Wie verändern sich soziale Welten mit Mediatisierung?
SFB Staatlichkeit im Wandel	Befund (4)	Erklärung (4)	Bewertung (4)	Wie wandelt sich Staatlichkeit?
SFB/TRR Transforming Communications	Constructions (4)	Transformations (4)	Sustainability (4)	How does the construction of social domains through communication transform with deep mediatization?

>> Die Phaseneinteilung sollte sich sinnvoll aus der Gesamtfragestellung ergeben, die wiederum der möglichen Förderzeit entsprechen muss.

Im Folgenden drei Beispiele, in die ich involviert war, um das zu untermauern.

Schwerpunktprogramm „Mediatisierte Welten“: Dieses Programm hat eine implizite Phasenstruktur. Damit ist gemeint: Es wird vom Senat der DFG eingerichtet, aber man hat bei jedem Verlängerungsschritt Gespräche mit der DFG: Was ist in der Entwicklung des SPP der nächste intellektuelle Schritt? Im Verlauf des SPP bildet sich im Gespräch mit der DFG von Seiten des Führungsteams eine Art Phasenstruktur heraus. Man muss sie nicht von Anfang an haben, aber man muss sie als Akzentsetzung entwickeln. Die gesamte Fragestellung des SPP war: Wie verändern sich soziale Welten mit der Mediatisierung? Wir sind sehr deskriptiv eingestiegen mit reinen Beschreibungen: Was sind überhaupt die relevanten sozialen Welten? Der zweite *Call* hat eine stärkere Akzentsetzung auf die Muster gelegt: Welche Muster finden wir in den sozialen Welten? Die dritte Phase war eine Phase der Synthese. Das hieß bei jeder Phase vor allem: Wie hält man jeweils die Kooperation hoch?

Der **SFB „Staatlichkeit im Wandel“** (Universität Bremen) war in folgende drei Phasen unterteilt: Befund, Erklärung, Bewertung. Auch hier ging es wieder von der reinen Deskription zu Erklärungsansätzen bis hin zu normativen Überlegungen. Bei jedem der Fortsetzungsanträge war es die Aufgabe der Projekte, die Projektfragestellungen entlang der Phasen auszurichten.

Hinter dem **TRR „Transforming Communications“**, den wir eingereicht hatten, stand folgende zeitliche Strukturierung: In der ersten Phase sollten die grundlegenden Konstruktionsprozesse untersucht werden. In der zweiten Phase standen die *Transformations* im Mittelpunkt. Die dritte Phase war als *Sustainability* angedacht: Wie nachhaltig sind diese Transformationen? Was bedeuten diese Transformationen unter einem Nachhaltigkeitsblickwinkel für die Gesellschaft?

Man kann bei der zeitlichen Strukturierung nicht sagen: So musst du das machen! Aber man kann sagen: Diese Phaseneinteilung muss sich sinnvoll aus der **Fragestellung** des Verbunds ergeben. Die Phaseneinteilung ist ein Teil des Antragsformates, und es gilt alle Projekte zu synchronisieren. Alle Projekte müssen in ihrer Grundanlage jeweils darauf ausgerichtet sein. Das beinhaltet manchmal auch sehr klare Orientierungen. Man spricht mit einem Projektleiter oder einer Projektleiterin und sagt: „Wir finden es ganz toll, dass du das normativ hinterfragen willst. Das machen wir auch, aber erst in der dritten Phase.“



Welche Meilensteine sollte sich ein Verbund setzen?

Andreas Hepp
Düsseldorf, 23.6.2023



Überlegung 3: Es gibt keine festen “Meilensteine” – aber einige Faustregeln.



Welche Meilensteine sollte sich ein Verbund setzen?

Andreas Hepp
Düsseldorf, 23.6.2023

Einige Faustregeln

- Gesamtfragestellung, Förderprogramm und Phasen sollten eine “Einheit” bilden.
- Die Phaseneinteilung sollte sich sinnvoll aus der Gesamtfragestellung ergeben.
- Die Bearbeitungsziele der Phasen sollten die Projekte und ihre Einzelfragen orientieren – und die Projekte zum Bearbeitungsziel beitragen (oder umgekehrt).
- “Leitthesen” helfen – auch bei Phasen.
- Nach “hinten” sollten die Phasen “offener” werden.
- Die Phasen sollten klar definierte, gemeinsame “Outcomes” haben.
- All das sollte dem “Zeitgeist” entsprechen – und in der “Luft” liegen.

Alles ist eine **Einheit**: eine Gesamtfragestellung, ein Förderprogramm und die verbindenden Phasen. Man kann nicht im Nachhinein kommen und sagen: Jetzt zerlege ich das in Phasen. Man muss wirklich von der Fragestellung aus denken. Das muss eine Fragestellung sein, die über sechs, acht oder zwölf Jahre lang mit verschiedenen Teilaspekten beantwortet werden muss und kann. Daraus lässt sich diese oder jene Struktur entwickeln.

Die **Phaseneinteilung** sollte sich sinnvoll aus der Gesamtfragestellung ergeben. Die Bearbeitungsziele der Phasen, die Projekte und ihre Einzelfragen sollten sich daran orientieren, und die Projekte sollten zum Bearbeitungsziel beitragen und umgekehrt. Aus meiner Erfahrung ist die Entwicklung von Verbundforschung ein wahnsinniger *Loop*-Prozess, der weder *Top-Down* noch *Bottom-Up* ist. Man hat irgendwann diese Gruppe zusammen und eine Idee, wie diese Fragestellung sequentiell geht. Man hört in die Projekte rein und sieht, wie die Leute überlegen, das mit Sinn zu füllen. Dann versucht man, das über ein halbes Jahr zu synthetisieren, kommt zum nächsten Schritt usw. Dieser *Loop* steht hinter der Phaseneinteilung.

Nächster Punkt: **Leitthesen** helfen – immer und auch bei Phasen. Dass Problem ist: Wie kriegt man so ein großes Konglomerat von hochintelligenten Menschen und deren Forschungsvorhaben irgendwie synchronisiert? Eine Möglichkeit ist, die Frage aufzuwerfen: Ihr habt alle eure Spezialkompetenzen und -interessen, aber was ist das große Ganze, über das wir nachdenken? Ausgehend von einer solchen Frage kann man in einen Diskurs gehen und Thesen formulieren. Dabei ist aus meiner Sicht Folgendes hilfreich: Eine These muss jenseits von Fachbegriffen alltagssprachlich formuliert werden können. Das ergibt einen Druck zur Reduktion. Das hilft extrem, im Hinblick auf Phasen entlang von solchen Leitthesen zu denken.

Man sollte Forschungsprojekte selbst als **Prozess** denken. Nach hinten werden diese Phasen immer **offener**. Das ist wie die Orientierung auf die Zukunft. Das hat auch mit dem Begutachtungsverfahren zu tun. Wenn man einen Antrag einreicht, wird man auf die ersten vier Jahre begutachtet. Aber man muss gleichzeitig zeigen, die Fragestellung trägt acht Jahre oder zwölf Jahre. Man muss schon etwas aussagen können über das, was danach kommt. Man muss schon eine Idee der Phasen danach haben. Gleichzeitig ist es aber auch wichtig, die kommenden Phasen mit zunehmender Offenheit zu denken. Denn nur darüber ist überhaupt Erkenntnisgewinn möglich. Die Phasenorientierung ist also auch so viel wie eine gemeinsame Orientierung, wohin es geht. Aber nach hinten ist der Horizont und der ist „offen“.

Was man nicht vergessen darf: Jede dieser Phasen soll klar definierte gemeinsame **Outcomes** haben. Das ist auch noch einmal ein relativ komplexer Aushandlungsprozess. Mit *Outcomes* meine ich: Es gibt hervorragende Forschung in den Einzelprojekten, aber gemeinsam machen wir dieses und jenes. Und gemeinsam kommt bei Phase 1 das und das raus, gemeinsam kommt bei der Phase 2 das und das raus. Dies ist nicht in dem Sinne zu verstehen, man wüsste das Ergebnis. Sondern in dem Sinne, wozu man sich gemeinsam anstrengen will, ein Ergebnis zu haben. Das muss *Tick Box*-mäßig formulierbar sein. Da muss jeder zum Schluss sagen können: Ja oder Nein, im Sinne von: Das ist da oder das ist nicht da. Solche Outcomes der gemeinsamen Forschung zu entwickeln geht aus meiner Sicht nicht *top-down*. Das ist etwas, was nur konsensual möglich ist, weil eben

die Expertise aller zählt. Die komplette Gruppe muss am Ende sagen: Das ist das, was wir gemeinsam haben wollen.

Zum Schluss: All das sollte dem **Zeitgeist** entsprechen. Wir haben auch Forschungszyklen, wenn es zum Beispiel um digitale Medien geht. Am Anfang stand ein riesiger Forschungszyklus zu den „Vorteilen“ von digitalen Medien: Demokratisierung, Partizipation, usw. Jetzt haben wir den Forschungszyklus der „Herausforderungen“: *Fake News*, *News Avoidance* usw. Dabei hat sich zwangsläufig gar nicht so viel in der sozialen Wirklichkeit geändert. Es verändert sich vor allem, wie das Kollektiv der Wissenschaft auf die soziale Wirklichkeit schaut. *Fake News* gab es auch als die „Vorteile“ der digitalen Medien im Vordergrund der Forschung standen. Aus meiner Sicht sollte ein Verbund gerade kein Zeitgeist-Unterfangen sein, sondern sich grundsätzlichen Fragen stellen. Umgekehrt ist es auch schwierig, das zu machen, was überhaupt keine Anschlussfähigkeit hat an den jeweiligen wissenschaftlichen Gesamtdiskurs. Das ist ein ganz schwieriger Sensibilisierungs- und Aushandlungsprozess, vor allem in Bezug auf die Phasen. Dabei stellen sich ganz grundlegende Fragen, zum Beispiel: Wollen wir zum Schluss des Projekts normativ werden oder nicht?

4.2 Diskussion

Christoph Neuberger: Kannst du noch einmal erläutern, was die Faustregel bedeutet, dass jede Phase definierte **Outcomes** haben soll?

Andreas Hepp. Wir haben bei jedem erfolgreichen Antrag gesagt: Am Ende von Förderphase X ist neben den individuellen Ergebnissen des Projektes das an gemeinsamer Theoriearbeit oder Empiriearbeit da. Das wird dokumentiert durch die **Publikationen**. Wenn ein Förderprogramm schon länger läuft, sogar mit ersten Inhaltsverzeichnissen dieser Publikation, wie beim SFB „Staatlichkeit im Wandel“. Beim SPP „Mediatisierte Welten“ war der *Outcome* dann nicht im Call für die Projekte festgelegt, aber beim jährlichen Rundgespräch. In der letzten Phase hat Friedrich Krotz hier vor allem die „Synthese“ in den Vordergrund gerückt, ein gewisses Brechen der Projektstruktur. Es gab im Abschlussband keine einzelnen Projektpublikationen mehr, sondern alle Kapitel sollten von **Autor:innenteams aus unterschiedlichen Projekten** stammen. Das war ein klar definierter *Outcome*, ohne aber den Ergebnissen vorweg zu greifen. Aus meiner Sicht passiert mit dem Festlegen der Outcomes zweierlei: Man gibt der gemeinsamen Arbeit eine Orientierung, gleichzeitig ermöglicht man aber auch deren Evaluation durch die Gutachtenden, indem man beispielsweise sagt: Wir machen Theoriearbeiten bei dem und dem Schritt, dabei ist der *Outcome* diese oder jene Theoriepublikation. Man greift damit den Ergebnissen der Forschung nicht vorweg – gleichzeitig können Gutachtende aber auch überprüfen, ob man das Vorgesehene gemacht hat. Und falls nein, mag es einen Grund dafür geben. Dann muss man aber argumentieren,

warum man das anders gemacht hat. Ich denke zu sagen, welche *Outcomes* man plant, ist auch ein Zeichen von wissenschaftlicher Transparenz.

Hartmut Wessler: Das ist das **Bremer Modell**. Das ist hoch integriert und das wird sogar bei SFBs so betrieben und nicht nur bei Forschungsgruppen, wo es dieses gemeinsame Arbeiten noch viel stärker gibt als bei SFBs. In Mannheim wäre das nicht machbar. Bücher schreibt dort sowieso keiner, es geht da nur um Journalaufsätze. Ich glaube nicht, dass es durchsetzbar ist zu sagen: Nach vier Jahren schreibt ihr über die Grenzen hinweg eure Journalaufsätze, und zwar mit dem Ziel Theorie. Es gibt also unterschiedliche Modelle, die man sich bewusst und klar machen muss. Die müssen zur Organisation passen. Mein Herz ist sehr stark bei dem, wie ich es gelernt habe in Bremen. Aber das geht auch anders. Natürlich darf man im Antrag nicht schreiben, dass man nicht zusammenarbeitet. Aber man muss nicht das Zusammenarbeiten schon mit Inhaltsverzeichnissen vorwegnehmen oder in Aussicht stellen.

Andreas Hepp: Das sehe ich auch so. Es gibt verschiedene Wege, und ich würde die Beispiele aus dem SFB „Staatlichkeit im Wandel“ und dem SPP „Mediatisierte Welten“ nicht verabsolutieren. Generell denke ich aber, dass man die **Outcomes der Phasen definieren** sollte. Wenn man einfach nur schreibt: „In der Phase erklären wir...“, dann halte ich das für schwierig im Sinne der gemeinsamen Orientierung der Arbeit nach innen (Projektleiter:innen) und der Transparenz nach außen (Gutachter:innen, *Scientific Community*). Aber sicherlich gibt es ein Spektrum, was man da definieren kann.

Hartmut Wessler: Was ich sehr gut fand, ist diese Verquickung der **Entwicklung der Fragestellung** mit der Phase. Man hat nicht eine Frage und denkt sich: Ja gut, dann teilen wir das irgendwie auf, und es ergeben sich pragmatische Fragen. Nein, es muss Teil der Entwicklung der Fragestellung sein, dass die das hergibt in dieser Phase. Jede Phase muss ihre Identität haben.

Johannes Breuer: Wie **abstrakt** oder **konkret** können **Outcomes** definiert werden? Das Beispiel des Inhaltsverzeichnisses wäre sehr konkret. Was ist mit Themen oder mit Typen des *Outcomes* oder *Research Products*, also Software, Codes, Daten. Welche Detailgrad braucht es mit diesen drei Faktoren Inhalt, Quantität und Typ?

Andreas Hepp: Wie Hartmut Wessler zu Recht gesagt hat gibt es unterschiedliche Modelle mit unterschiedlichen Kontexten, und jede oder jeder spricht vor dem Hintergrund der eigenen Erfahrungen, das geht auch mir so. Nach meinem Verständnis braucht man eine hinreichende Konkretisierung. Das muss nicht so weit gehen, zu sagen: Ich schreibe diesen Artikel in dem Journal in dem Monat. Aber man muss schon immer sagen: Man macht das und das gemeinsam. Es gilt deutlich zu machen: Was ist die **Publikationsstrategie**? Bei diesen *Outcomes* ist wichtig,

dass sie zur Phase passen. Wenn wir jetzt in einer Phase sind, die heißt „Beschreibung“ oder „Erklärung“, dann muss klar sein: In den Projekten kommen Erklärungs- oder Beschreibungspublikationen, und es passiert über die Projekte hinaus etwas zum Leitthema der Phase. Der Umgang mit und die Veröffentlichung von Daten ist in den Antragsformaten bei der DFG übrigens mittlerweile ein separater Punkt – man ist also „gezwungen“, dazu Stellung zu nehmen. Auch ansonsten geben die Module der DFG eine gewisse Erwartungsstruktur vor, bspw. im Hinblick auf die Öffentlichkeitsarbeit.

Birgit Stark: Wieviel Raum gebe ich dieser zweiten Phase, also der Zielsetzung oder den Meilensteinen? Mache ich das schlagwortmäßig? Wie **konkret** muss diese **zweite Phase** beschrieben werden?

Andreas Hepp: Quantitativ hat man im Einrichtungsantrag einer Forschungsgruppe beispielsweise ungefähr zwei Seiten, um die zweite Phase zu skizzieren. Das Entscheidende ist aus meiner Sicht das Qualitative. Die Gutachtenden müssen zwei Fragen beantworten können: **Trägt dieser Verbund für sechs, acht, oder zwölf Jahre?** Da ist man von Anfang an begründungspflichtig und dies zieht sich durch die gesamte Argumentation. Die zweite Frage: Gibt es eine **kooperative Orientierung** über den Gesamtförderzeitraum? Das muss man einerseits wiederum nach den Antragsformularen auf wenigen Seiten erläutern können, andererseits sollte es sich als Orientierung durch den gesamten Antrag ziehen. Das kann nicht nur angedeutet werden, das muss konkreter sein.

Gerhard Vowe: Ich sehe ein zentrales Problem bei vielen Verbundanträgen: Die ganze **Konzentration** ist **auf die ersten vier Jahre** gerichtet, und die zweite Phase verschwindet. Es muss ein Gesamtziel geben, was durch die zwei oder drei Phasen erreicht werden soll. Es muss deutlich werden, dass man im Futur 2 denkt: „Nach acht Jahren wird das erreicht worden sein.“ Das kann unterschiedlich konkret sein. Die erste Phase ist sicherlich konkreter als die zweite. Aber bei der zweiten Phase muss irgendetwas stehen, und es darf nicht nur das gleiche wie in der ersten Phase sein. Man kann die Phasen nach Beschreibung, Erklärung, Bewertung unterscheiden und damit zusammen ein Gesamtziel erreichen. Eine zweite Ergänzung: Jedes einzelne **Teilprojekt** muss deutlich machen, wie es in einer zweiten Phase das Gesamtziel erreicht. Das ist schwierig, den Leuten das beizubringen und sie dazu zu animieren, über die ersten vier Jahre hinaus zu denken.

Anne Bartsch: Ich würde die Gelegenheit nutzen, mal ganz konkret nach Erfahrungen zu fragen, wie ihr das **Deskriptive** und das **Normative** auf die Phasen aufteilt. Ist es eher so, dass Leute, die eigentlich von der DNA empirisch-deskriptiv sind, in der zweiten Phase nicht wissen, was sie mit sich machen sollen?

Andreas Hepp: In dem SFB „Staatlichkeit im Wandel“ hat es gut funktioniert, sich dann verstärkt dem „Normativen“ zuzuwenden. Man kann den Leuten, die vom Wissenschaftsverständnis her Schwierigkeiten haben mit normativen Fragen, anbieten, als Empiriker Normativität zum Gegenstand der Untersuchung zu machen und eine **Beobachterperspektive** einzunehmen. Das ist eine Brücke, die immer gut funktioniert, solange sie im Verbund mit den anderen Projekten verbunden ist. Es bedarf einer gewissen Kommunikation, und man muss gemeinsam aushandeln, wie die Strukturierung ist. Das ist eines der Argumente, warum die Vorbereitung von einem Verbund so lange dauert, weil man viel gemeinsam darüber redet, wie man sich als Wissenschaftlerin und als Wissenschaftler synchronisiert.

Oliver Quiring: Wie **glaubhaft** ist es, wenn ein **Empiriker** ankündigt, eine **normative Position** einzunehmen? Wie glaubhaft kann man das vermitteln?

Andreas Hepp: Das Normative geht nur dann, wenn man ein **Leitteam** hat, was ein Stück weit dafür steht, sich solche Fragen zu stellen. Ansonsten würde ich die Finger vom Normativen lassen. Wenn man ein Leitteam hat, das sich zu so etwas bekennt, kann man meines Erachtens auch Empiriker integrieren.

Anne Bartsch: Würde das auch Sinn machen, in der zweiten Phase Leute im Team **auszutauschen**, wenn sie sagen: Ich mache die Empirie, und danach ist eigentlich mein Job erledigt. Soll sich jemand anderes um das Normative kümmern.

Andreas Hepp: Du musst nicht austauschen, aber kannst. Das SPP ist das einzige, wo die DFG einen gewissen Austausch bei den Projekten erwartet, aber die Koordination bleibt typischerweise konstant. Bei SFBs oder Forschungsgruppen ist die Konstanz der Projekte hoch, es kommt aber immer wieder auch zum Wechsel des Sprechers oder der Sprecherin, wobei beim SFB nach dessen Statuten der Sprecher / die Sprecherin gewählt ist. Man kann also „wechseln“; aus meiner Sicht kommt es auf die inhaltliche wie auch soziale Eignung der Person an.

Hartmut Wessler: Für euch würde sich eine Phasenaufteilung nicht so eignen. Denn das Kernkonzept enthält beides so stark, dass es wenig Sinn macht, zu sagen: Wir beschreiben nur und dann sind wir normativ. Das ist aber nur meine ad hoc-Wahrnehmung.

Es gibt nicht nur diese Phasentypik, die man ausgestalten muss. Es ist ein großer Vorteil dieser Verbundprojekte, dass man **langfristige Erhebungen** über die Phasen hinweg ziehen kann. Man darf die Erhebungen, die man in der ersten Phase beginnt, in der zweiten und dritten Phase auch weiterlaufen lassen. Eventuell kann man das zum Gegenstand der Darstellung des Forschungsprogramms machen. Dass man sagt: Wir nehmen noch etwas dazu. Aber wir wollen

im Prinzip eine langfristige Beobachtung. Das ist hier mal die Chance, weil sonst hat man immer zwei bis drei Jahre pro Projekt. Es gibt extra bei der DFG die Langfristprogramme. Aber die SFBs bieten sich für Paneldesigns an. Beides kann man verschränken. Man sollte nicht den Eindruck erwecken: Wir erheben da vier Jahre etwas, und in den zweiten vier Jahren machen wir etwas vollkommen anderes. Sondern man soll diese Kontinuität mitdenken. Das macht das Ganze nochmal komplexer: dass eben manches aus der ersten Phase, was zu dieser Phase gehört, sich wieder durchziehen darf in späteren Phasen, obwohl sich die Phasentypik wiederum gleichzeitig ändert.

Bernd Blöbaum: Das Forschungsprogramm ist auch zentral. Das ist eigentlich auch ein Arbeitsprogramm. Um nochmal auf den **Begriff Outcome** zu kommen: Das sind nicht nur die Publikationen, die den *Outcome* bestimmen, sondern einige Programme sind Qualifizierungsprogramme, also Doktorandenprogramme. Der Zweck des Programms sind Promotionen. Das sind eben auch *Outcomes*: Gab es erfolgreiche Promotionen und haben die sechs Jahre gedauert oder sind die nicht zum Ende gekommen? Das sind alles Qualitätskriterien, an denen die Weiterbewilligung dieser Programme gemessen wird. Mittlerweile kann man sagen: Es gab Berufungen. Es wurde auf die Wissenschaftskommunikation hingewiesen: Wie viele Artikel wurden publiziert? Wie viele Fernsehauftritte gab es? Auch diese Dinge sind natürlich als *Outcome* zu werten und nicht nur, ob es eine Monographie oder einen Sammelband oder möglichst viele Journalartikel gibt.

Gerhard Vowe: Das größte Problem bei den Verbundanträgen in zeitlicher Hinsicht sehe ich darin, dass eine Einreichung jederzeit möglich ist. Es gibt keine *Deadlines* und das führt zur Prokrastination. Man kann etwas immer noch besser und schöner machen, noch jemanden neu reinnehmen. Und dann hat man noch ein Preview und so weiter. Das ist ein echtes Problem. Das erfordert *Leadership*, es gilt, Meilensteine im Vorfeld zu setzen. Diese Verlängerung der Zeitdimension in das Vorfeld, nicht nur im Programm selbst, wäre noch eine Diskussion wert. **Wie strukturieren wir zeitlich die Vorphase?**

Andreas Hepp: Wir haben ganz klare **Zeitpläne**, die man nachjustieren muss. Wir haben unseren Zeitplan gerade um sechs Monate nachjustiert, weil die Begutachtung unseres Konzeptes bei der DFG einfach über ein Jahr gedauert hat. Der Zeitplan wird immer besprochen. Zeitpläne sollten aus meiner Sicht gemeinsam entwickelt werden, damit die Leute dahinterstehen. Man muss Verständnis haben für Zeiten, in denen sich ein Mitglied eines Verbunds nicht intensiv einbringen kann, aber es geht insgesamt um eine Verbindlichkeit. In Bremen arbeiten wir gerne mit „Prozent-Fassungen“. Diese Prozentquoten klingen erstmal komisch. Aber es geht darum, den Leuten den Druck zu nehmen. Wenn man sagt: Das ist nur eine 25% Skizze, dann verringert das den Druck. Dann geht es weiter über 50%, 60% usw.

Gerhard Vowe: Mich wundert bei deinem Modell der Antragserstellung enorm, dass du mit **prozentualen Fertigstellungsmaßen** operierst. Das wundert mich sehr, dass gerade aus Bremen ein solches quantitatives Modell kommt. Wir arbeiten bei unseren Anträgen gemeinhin eher in einem Dreischritt von Idee, Exposé und Vorantrag oder Skizze.

Wenn ich das richtig sehe, habt ihr ein **Tesla-Modell**. Ihr macht den Vollantrag ohne Genehmigung, also bevor über die Skizze entschieden wurde, so wie *Tesla* in Grünheide die *Giga-Factory* aufgebaut hat. Die hatten keine endgültige Genehmigung, haben aber trotzdem alles hinbekommen. Während der Begutachtung der Skizze arbeitet ihr schon am Antrag in überlappenden Phasen. Damit spart man enorm viel Zeit.

Thorsten Quandt: Ich würde das noch verschärfen. Ich kenne das aus den ganzen Exzellenzinitiativen. Meistens **destilliert man die Skizze aus dem fertigen Antrag**. Anders schafft man das zeitlich überhaupt nicht.

Gerhard Vowe: Um das noch einmal zu verschärfen: Man braucht eigentlich einen Entwurf der **Präsentation bei der Begehung**, um die Skizze zu schreiben. Erst, wenn man einmal gedanklich für andere präsentiert hat, hat man überhaupt den Kern der eigenen Idee verstanden.

Noch ein zusätzliches zeitliches Problem: Ich gehe von vier Jahren Vorlauf aus, bis man anfangen kann, in einer Forschungsgruppe zu arbeiten. Und diese vier Jahre muss ich **die Leute zusammenhalten**, und das halte ich für ein enormes Problem. Man bekommt das nicht verkürzt, schon wegen der Begutachtungszeiten oder wegen der Iteration der Skizze. Man muss den Beteiligten sagen: Wir brauchen vier Jahre. Wie kriegen wir die Leute über diese Vorphase hinweg motiviert?

Andreas Hepp: Wir würden die Forschungsgruppe, an der wir arbeiten, nie einreichen, wenn nicht eine Chance besteht, dass wir damit durchkommen. Aber wir sagen: Wir **forschen** zu diesem Thema, **unabhängig von der Förderung**. Wir publizieren weiter.

Wiebke Loosen: Um diesen ganzen langen Vorlauf gut ausreizen zu können, ist wichtig, dass man das individuell in seine Forschungsplanung einbaut. Dass man das **Scheitern mit einkalkuliert** und sagt: Dann habe ich aber einen Einzelprojektantrag. Dann kann ich versuchen, so weiter zu kommen. Ich will auf jeden Fall etwas zu dem Thema machen, und zwar gerne in einem Verbund. Aber ich weiß für mich eben auch: Wenn wir das nicht in einem Projekt schaffen sollten, habe ich ein Umfeld weiterentwickelt. Daraus können sich *Incentives* entwickeln wie gemeinsame Publikationen. Man signalisiert, man hat Vorarbeiten, und das hält auch die Leute zusammen.

Hartmut Wessler: Als Ergänzung dazu: Es braucht **Phasen der Beschleunigung** in diesem langen Vorlauf. Man fordert von allen irgendetwas ein, und dann muss die Führung sehr schnell reagieren. Da muss die Beschleunigung kommen, denn sonst geht die Motivation weg. Danach kann man wieder sagen: Der nächste Schritt hat wieder acht Wochen Zeit.

Andreas Hepp: Es entsteht eine **Dynamik im Verbund**. Unser aktueller Zeitplan wird davon getrieben, dass wir in der Gruppe viele Leute haben, die gerade für das Thema „brennen“. Sie sagen: Wir müssen endlich loslegen können, auch weil das Thema gesellschaftlich eine große Relevanz hat. So etwas gibt auch ein Momentum und beschleunigt die Iterationsschleifen. In der Rahmengruppe ist man dann aber auch herausgefordert, in schnellen Intervallen zu „liefern“ – und das kann heißen: innerhalb von zwei Tagen. Wenn wir die Leitthesen diskutieren, ist es zum Beispiel wichtig, dass das finale Dokument wenige Tage später da ist, auch damit alle Beteiligten ein Signal der Wertschätzung haben.

Ein ganz großer *Benefit* ist übrigens der intellektuelle: Wir hatten gerade bei uns eine interdisziplinäre Diskussion über den *Agency*-Begriff, da leisten alle Begriffsarbeit, und wir alle dürfen lernen. Es geht also nicht einfach nur um den Verbund und dessen mögliche Förderung am Ende, auch der Weg dahin eröffnet schon viele Möglichkeiten für wissenschaftliche Arbeit im Team und eigenes Lernen.

6 Ausblick

6.1 Ergebnisse der Evaluation

Die mit einem Fragebogen ermittelte Bewertung des Meetings durch die Teilnehmer:innen fiel einhellig positiv aus. Die Teilnehmer:innen zeigten sich hoch bis höchst zufrieden mit der **Vorbereitung des Meetings**, vor allem mit Blick auf Information und Organisation im Vorfeld des Meetings. Auch mit Blick auf den **Ablauf** wurde hohe bis höchste Zufriedenheit bekundet, vor allem mit Blick auf den Tagungsort und auf die Diskussionen während des Meetings. Zudem wurde dem Meeting in vielerlei Hinsicht ein großer **Nutzen** bescheinigt: Am besten evaluiert wurde der Nutzen der Diskussionen und der Knackpunkte für die Weiterentwicklung des jeweiligen eigenen Vorhabens. Im Vergleich weniger gut wurden das **Catering** tagsüber und das Abendessen bewertet. Dies stellt nach der quantitativen Evaluation die einzige Schwachstelle dar. **Insgesamt** wurde das Meeting auf einer Skala von 1 bis 7 mit einem Mittelwert von 6,91 bewertet. Das **Format mit den zwei Säulen** – Präsentation von Vorhaben und Erörterung von „Knackpunkten“ – hat sich also sehr bewährt.

Ein präziser **Vergleich mit dem ersten IM 2022** ist nicht möglich, da dafür keine quantitative Evaluierung durchgeführt wurde. Aber auch im abschließenden Feedback beim IM 2022 zeigten sich eine sehr positive Bewertung der ersten Konferenz und eine Befürwortung einer Fortsetzung.

Der für die Evaluation entwickelte **Fragebogen** lässt sich gut auch für andere Veranstaltungsformate entwickeln (s. Anhang).

6.2 Vorschläge für eine Fortsetzung

Laut Befragung würden 10 der 11 Befragten auch an einem dritten Inkubator-Meeting **teilnehmen**.

Im offenen Teil des Fragebogens wurden einige **konkrete Vorschläge** für eine Neuauflage gemacht. Neben einer Verbesserung des Caterings wurde angeregt, die Diskussion der Antragsideen von den „Knackpunkten“ zu trennen und mit Letzterem eine breitere Zielgruppe anzusprechen. Außerdem wurde gewünscht: Es sollte ein größeres Zeitfenster für Gruppen vorgesehen werden, die gemeinsam an einem Thema arbeiten, und mehr oder längere Pausen, die auch für kollegiale Diskussionen genutzt werden können. Es wurde ein zweijähriger Turnus für zukünftige Meetings vorgeschlagen.

Der **Lenkungskreis**¹ beriet abschließend über eine mögliche Fortsetzung. Einig war man sich, dass ein solches Konferenzformat grundsätzlich sinnvoll sei., um die Initiierung von Forschungsverbünden zu unterstützen. Folgende vier Punkte wurden erwogen:

- **Wer zeichnet verantwortlich?** Es wurde einvernehmlich vereinbart, weitere Meetings unter der Federführung von Hartmut Wessler an der Universität Mannheim und weiterhin mit Unterstützung der DGPK zu veranstalten. Gerhard Vowe steht in beratender Funktion zur Verfügung. Die Auswahl der Teilnehmenden sollte ein Gremium unter Einbeziehung der Fachkollegiat:innen übernehmen.
- **Wen und wie sollte man einladen?** Das in den beiden Konferenzen entstandene Netzwerk ist sicherlich ein Sockel für weitere Aktivitäten. Zu klären wäre, ob man weitere Gruppen berücksichtigt und ob man das Programm eventuell trennt, und zwar in einen Teil für potentielle Initiator:innen und einen Teil für Personen, die aktuell an Anträgen arbeiten. Dies könnten Individuen oder Gruppen sein. Offen ist, wie das Einladungsverfahren gestaltet werden soll: offener Call, persönliche Einladung oder Mischung daraus. Denkbar wäre auch eine Ausschreibung zu bestimmten Themen. Es sollten auch die von der DFG geförderten Netzwerke mit kommunikationswissenschaftlicher Färbung systematisch berücksichtigt werden. Die Auswahl sollte nach transparenten Kriterien erfolgen.
- **Welche Schwerpunkte sollten gesetzt werden?** Die Fokussierung der Konferenz auf die DFG wird weiterhin als sinnvoll erachtet. Es sollten aber auch andere Foren für andere Verbundformen und Förderer ins Leben gerufen werden. Insgesamt wäre diese in eine langfristige Strategie zur Koordination von Forschungsaktivitäten durch den DGPK-Vorstand einzubetten.
- **Wann sollten weitere Konferenzen stattfinden?** Die ursprüngliche Idee, den Fortschritt der Vorhaben alljährlich zu erörtern, ließ sich nicht umsetzen. Dies zeigt sich auch daran, dass nur wenige Vorhaben, die beim IM 22 vorgestellt wurden, beim IM 23 upgedatet wurden. Es wurde deshalb ein zweijähriger Turnus als sinnvoll erachtet.

Auf Grundlage dieser Eckpunkte wäre nun ein **Konzept für das IM 3.0** zu entwickeln und umzusetzen. Und vielleicht regt dieses „Inkubator-Meeting“ ja auch andere an, ähnliche Treffen auch für andere Vorhaben zu initiieren, etwa für BMBF-Projekte. Letztlich aber ist der Erfolg des Meetings erst in drei oder vier Jahren zu bewerten, wenn sich zeigt, ob tatsächlich der eine oder andere kommunikationswissenschaftliche DFG-Forschungsverbund die Arbeit aufgenommen hat.

¹ Bernd Blöbaum, Andreas Hepp, Christoph Neuberger, Gerhard Vowe, Hartmut Wessler.



Anhang

Fragebogen zur Evaluation

1. Wie bewerten Sie die Vorbereitung auf das Inkubator-Meeting 2.0?

Bitte geben Sie an, inwiefern Sie den folgenden Aussagen zustimmen.

	stimme überhaupt nicht zu (1)	(2)	(3)	(4)	stimme voll und ganz zu (5)
Mit der Information und Organisation im Vorfeld des Meetings bin ich zufrieden.	☐	☐	☐	☐	☐
Bei Fragen und Problemen vor dem Meeting hat mir das Organisationsteam weitergeholfen.	☐	☐	☐	☐	☐
Der Termin für das Meeting fügte sich gut in die Planung meines Vorhabens ein.	☐	☐	☐	☐	☐
Die Zeit für die Vorbereitung der Präsentation meines Vorhabens war angemessen.	☐	☐	☐	☐	☐
Die Vorbereitung auf das Meeting hat mir bei der Entwicklung meines Vorhabens geholfen.	☐	☐	☐	☐	☐

2. Wie bewerten Sie den Ablauf des Inkubator-Meetings 2.0?

Bitte geben Sie an, inwiefern Sie den folgenden Aussagen zustimmen.

	stimme überhaupt nicht zu (1)	(2)	(3)	(4)	stimme voll und ganz zu (5)
Der Zeitplan des Meetings hat mir insgesamt gut gefallen.	☐	☐	☐	☐	☐
Die Zeit, die den Teilnehmenden zur Präsentation zur Verfügung stand, war angemessen.	☐	☐	☐	☐	☐
Die Arbeitsatmosphäre hat mir gut gefallen.	☐	☐	☐	☐	☐

Der Tagungsort war angemessen.	☐	☐	☐	☐	☐
Die inhaltliche Abfolge der Programmpunkte hat mir gut gefallen.	☐	☐	☐	☐	☐
Das Abendessen am Donnerstagabend hat mir gut gefallen.	☐	☐	☐	☐	☐
Das Catering war für das Meeting angemessen.	☐	☐	☐	☐	☐
Während des Meetings hatte ich genügend Gelegenheit, mich mit anderen Teilnehmenden auszutauschen.	☐	☐	☐	☐	☐
Die Diskussionen während des Meetings waren anregend.	☐	☐	☐	☐	☐
Die Leitung des Meetings war fair und effizient.	☐	☐	☐	☐	☐
Technik und Ausstattung des Tagungsortes waren angemessen.	☐	☐	☐	☐	☐

3. Wie bewerten Sie den Nutzen des Inkubator-Meetings 2.0?

Bitte geben Sie an, inwiefern Sie den folgenden Aussagen zustimmen.

	stimme überhaupt nicht zu (1)	(2)	(3)	(4)	stimme voll und ganz zu (5)
Ich habe während des Meetings gute Ideen zur Weiterentwicklung meines Vorhabens erhalten.	☐	☐	☐	☐	☐
Die anderen Präsentationen haben mir wertvolle Impulse für mein eigenes Vorhaben gegeben.	☐	☐	☐	☐	☐
Die Diskussion zu meiner Präsentation war für die Weiterentwicklung meines Vorhabens hilfreich.	☐	☐	☐	☐	☐
Das Meeting hat mich motiviert, mein Vorhaben weiterzuentwickeln.	☐	☐	☐	☐	☐

Die vorgestellten Vorhaben werden die kommunikationswissenschaftliche Forschung voranbringen.	☐	☐	☐	☐	☐
Input und Diskussion zum Thema „Forschungsprobleme“ waren für die Weiterentwicklung meines Vorhabens hilfreich.	☐	☐	☐	☐	☐
Input und Diskussion zum Thema „Theorie“ waren für die Weiterentwicklung meines Vorhabens hilfreich.	☐	☐	☐	☐	☐
Input und Diskussion zum Thema „Zusammensetzung“ waren für die Weiterentwicklung meines Vorhabens hilfreich.	☐	☐	☐	☐	☐
Input und Diskussion zum Thema „Struktur“ waren für die Weiterentwicklung meines Vorhabens hilfreich.	☐	☐	☐	☐	☐
Input und Diskussion zum Thema „Meilensteine“ waren für die Weiterentwicklung meines Vorhabens hilfreich.	☐	☐	☐	☐	☐
Die Clusterdiskussionen haben mir wertvolle Impulse für mein eigenes Vorhaben gegeben.	☐	☐	☐	☐	☐

4. Wie ist Ihr Gesamteindruck des Inkubator-Meetings 2.0?

sehr negativ (1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)	sehr positiv (7)
☐	☐	☐	☐	☐	☐	☐

5. Würden Sie an einem Inkubator-Meeting 3.0 teilnehmen?

- ☐ ja
- ☐ nein
- ☐ weiß ich noch nicht

6. Haben Sie darüber hinaus Lob und/oder Kritik am Inkubator-Meeting 2.0?
